

Papier für die 3. Tagung des Arbeitskreises für interdisziplinäre Männer- und Geschlechterforschung: Kultur-, Geschichts- und Sozialwissenschaften (AIM Gender) mit dem Themenschwerpunkt ‚Hegemoniale Männlichkeiten‘ (Robert Connell)

***Der hât ainen weibischen muot... Männlichkeitskonstruktionen bei Konrad von Megenberg und Hildegard von Bingen***

(von Andrea Moshövel, Oldenburg)

In Auseinandersetzung mit feministischen Ansätzen und deren Fokussierung auf ‚Weiblichkeit‘ zielt das Konzept hegemonialer Männlichkeit<sup>1</sup> des australischen Soziologen Robert Connell ergänzend auf die Differenzierung von ‚Männlichkeit‘ und hat im Rahmen der Etablierung der Männerforschung eine breite internationale Rezeption erfahren.<sup>2</sup> Connells Konzept tritt mit einem hohen Anspruch auf: Nicht nur versucht es, die Dynamik und Historizität von Männlichkeit in der modernen Geschlechterordnung zu erfassen und die Kompliziertheit heutiger Männlichkeiten zu erklären, sondern die deskriptive Beschreibungsebene ist zugleich die Ausgangsbasis, auf der Strategien für Männlichkeitskritik und eine auf Geschlechtergerechtigkeit zielende Politik mit konkreten Handlungszielen entworfen werden.<sup>3</sup> Aus mediävistischer Perspektive ist Connells Ansatz in seiner Beschränkung auf die Moderne jedoch nicht ganz unproblematisch, wie ich im Folgenden in einem ersten Schritt anhand der Aspekte ‚Relationalität‘ und ‚Körper‘ zeigen möchte. In einem zweiten Schritt soll dann anhand von zwei mittelalterlichen Textauszügen aus dem ‚Buch der Natur‘ Konrads von Megenberg<sup>4</sup> und aus dem ‚Liber compositae medicinae‘ Hildegards von Bingen (‚LCM‘ = ‚Causae et curae‘)<sup>5</sup> illustriert werden, dass vormoderne historische Geschlechterentwürfe gut geeignet

---

<sup>1</sup> Ich beziehe mich hier auf Robert W. Connell: *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*. Übers. von Christian Stahl (Originaltitel: *Masculinities*. Cambridge 1995). 2. Aufl. Opladen 2000.

<sup>2</sup> Zur Rezeption von Connells Ansatz siehe den Forschungsüberblick zur Männlichkeitsforschung von Inge Stephan: *Im toten Winkel. Die Neuentdeckung des ‚ersten Geschlechts‘ durch men’s studies und Männlichkeitsforschung*. In: *Männlichkeit als Maskerade. Kulturelle Inszenierungen vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. Hg. von Claudia Benthien und Inge Stephan. Köln, Weimar, Wien 2003, S. 11–35, hier bes. S. 18–21; Willi Walter: *Gender, Geschlecht und Männerforschung*. In: *Gender-Studien. Eine Einführung*. Hg. von Christina von Braun und Inge Stephan. Stuttgart, Weimar 2000, S. 97–115; vgl. auch *Männerforschungskolloquium Tübingen: Die patriarchale Dividende: Profit ohne Ende? Erläuterungen zu Bob Connells Konzept der ‚Hegemonialen Männlichkeit‘*. In: *Widersprüche 56/57* (1995), S. 47–61; kritisch L. Christof Armbruster: *Ende der Männlichkeit?* In: *Widersprüche 56/57* (1995), S. 63–75.

<sup>3</sup> Siehe zum politischen Handeln besonders Connell (wie Anm. 1), S. 247–266 [= Kapitel 10: Praxis und Utopie].

<sup>4</sup> Konrad von Megenberg: *Das ‚Buch der Natur‘*. Band II: *Kritischer Text nach den Handschriften*. Hg. von Robert Luff und Georg Steer. Tübingen 2003 (= *Texte und Textgeschichte* 54). Die Ausgabe verwendet leider sehr viele Sonder- und diakritische Zeichen. Um im Rahmen der digitalisierten Veröffentlichung dieses Papiers eine verbesserte Lesbarkeit auch für ein fachfremdes Publikum erreichen zu können und weil es für den Argumentationsgang ausreicht, zitiere ich nach der alten Pfeifferschen Ausgabe unter dem Kürzel BdN durch Seiten- und Zeilenangabe in Klammern: Konrad von Megenberg: *Das Buch der Natur. Die erste Naturgeschichte in deutscher Sprache*. Hg. von Franz Pfeiffer. Stuttgart 1861. 2. Nachdruck Hildesheim, New York 1971.

<sup>5</sup> Zur Zeit muss immer noch auf die fehlerhafte unkritische Edition von Paul Kaiser zurückgegriffen werden: *Hildegardis Causae et Curae*. Hg. von Paul Kaiser. Leipzig 1903 (= *Bibliotheca Scriptorum Teubneriana* 127); im Folgenden zitiere ich nach dieser Ausgabe unter dem Kürzel ‚CC‘ durch Seiten- und Zeilenangabe in Klammern. – Eine vollständige Übersetzung dieser Edition gibt Hugo Schulz: *Der Äbtissin Hildegard von Bingen Ursachen und Behandlung von Krankheiten (causae et curae)*. Übersetzt von Hugo Schulz. 4. Aufl. Heidelberg 1983; eine systematisierte Teilüberset-

sind, einen Einblick in die Art und Weise zu vermitteln, wie ‚Männlichkeit‘ und ‚Weiblichkeit‘ konstruiert werden. Für die Frage nach der Herkunft heutiger Geschlechterkonzeptionen und -vorstellungen, so die Schlussfolgerung, ist es daher notwendig, ein kritisches Analysekonzept zu entwickeln, das das vormoderne Geschlechterverhältnis nicht ausschließt, sondern einbezieht und in seiner Differenziertheit zu erfassen sucht.

### **‚Relationalität‘ und ‚Körper‘ – Zu Connells Konzept hegemonialer Männlichkeit**

Connell zufolge ist Männlichkeit an sich kein Objekt, sondern eine Relation:

‚Männlichkeit‘ ist – soweit man diesen Begriff in Kürze überhaupt definieren kann – eine Position im Geschlechterverhältnis; die Praktiken, durch die Männer und Frauen diese Position einnehmen, und die Auswirkungen dieser Praktiken auf die körperliche Erfahrung, auf Persönlichkeit und Kultur.<sup>6</sup>

Nicht Männlichkeit, sondern, wie Connell an anderer Stelle schreibt, „das *Geschlechterverhältnis* konstituiert erst einen kohärenten Erkenntnisgegenstand für die Wissenschaft.“<sup>7</sup> Das Konzept hegemonialer Männlichkeit soll in diesem Zusammenhang dazu dienen, Männlichkeit unter Berücksichtigung des wechselseitigen Verhältnisses von *gender*, *race* und *class* in ihren verschiedenen ausdifferenzierten Formen sowie in deren Machtstrukturen zu erfassen:

‚Hegemoniale Männlichkeit‘ ist kein starr, über Zeit und Raum unveränderlicher Charakter. Es ist vielmehr jene Form von Männlichkeit, die in einer gegebenen Struktur des Geschlechterverhältnisses die bestimmende Position einnimmt, eine Position allerdings, die jederzeit in Frage gestellt werden kann.<sup>8</sup>

Die dominierende Position einer bestimmten Form von Männlichkeit im Geschlechterverhältnis wird, so betont Connell, weniger durch direkte Gewalt gegenüber ‚Weiblich-

---

zung nach den Handschriften bietet Heinrich Schipperges: Hildegard von Bingen: Heilkunde. Das Buch von dem Grund und Wesen und der Heilung von Krankheiten. Nach den Quellen übersetzt und erläutert von Heinrich Schipperges. Salzburg 1957. Im Folgenden zitiere ich nach dieser Übersetzung unter dem Kürzel ‚Hk‘ durch Seitenangabe in Klammern. – Nach Michael Embach: Hildegard von Bingen. In: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon. Hg. von Kurt Ruh u. a. 2., völlig neu bearb. Aufl. Berlin/New York 1978ff. Bd. 11 (2002), Sp. 658–670, hier Sp.661, ist eine kritische Neuausgabe von L. Moulinier in Vorbereitung. Zur ausführlicheren Kritik an der Kaiser-Ausgabe siehe auch ders.: Die Schriften Hildegards von Bingen. Studien zu ihrer Überlieferung und Rezeption im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit. Berlin 2003 (= Erudiri Sapientia 4), bes. S. 386.

<sup>6</sup> Connell (wie Anm. 1), S. 91.

<sup>7</sup> Connell (wie Anm. 1), S. 64. [Hervorhebung im Original.]

<sup>8</sup> Connell (wie Anm. 1), S. 97.

keit' und anderen Männlichkeitsformen behauptet als vielmehr „durch ihren erfolgreich erhobenen Anspruch auf Autorität (obwohl Autorität oft durch Gewalt gestützt und aufrechterhalten wird).“<sup>9</sup> In diesem Sinne versteht Connell unter Machtstrukturen die Praktiken und Verfahren, über die auf der Basis von Bündnissen, Unterordnung und Marginalisierung anderer Männlichkeiten eine bestimmte Form von Männlichkeit als hegemonial konstituiert wird.<sup>10</sup>

Es geht auch um die *Verhältnisse* zwischen den verschiedenen Arten von Männlichkeit: Bündnisse, Dominanz und Unterordnung. Diese Verhältnisse entstehen durch Praxen, die ein- oder ausschließen, einschüchtern, ausbeuten, und so weiter.<sup>11</sup>

Um die Bedeutung des Körpers bei der Konstituierung hegemonialer Männlichkeit erfassen zu können, schlägt Connell, der nicht nur biologisch-deterministische, sondern auch rein konstruktivistische sowie die Kombination biologisch-deterministischer mit konstruktivistischen Auffassungen kritisiert, den Begriff der ‚körperreflexiven Praxis‘<sup>12</sup> vor:

Körperreflexive Praxen formen Strukturen (und werden von diesen geformt), die historisches Gewicht und Stabilität aufweisen. Das Soziale hat seine eigene Realität.<sup>13</sup>

Wenn Connell „Praxis“ zudem als grundsätzlich „ontoformativ“ charakterisiert, insofern sie Strukturen „konstituiert und rekonstituiert“ und damit „die Wirklichkeit [erschafft], in der wir leben“,<sup>14</sup> versucht sein Konzept in gewisser Weise zwischen poststrukturalistischen Theoremen, die den Konstruktionscharakter unserer Wirklichkeit herausstellen, und den materiellen Bedingungen der Wirklichkeit zu vermitteln. Macht im Sinne von Praktiken, die hegemoniale Männlichkeit konstituieren, hat im Connellschen Konzept dabei einen festen Bezugspunkt:

Hegemoniale Männlichkeit kann man als jene Konfiguration geschlechtsbezogener Praxis definieren, welche die momentan akzeptierte Antwort auf das Legitimitätsproblem des Patriarchats verkörpert und die Dominanz der Männer sowie die Unterordnung der Frauen gewährleistet (oder gewährleisten soll).<sup>15</sup>

---

<sup>9</sup> Ebenda, S. 98.

<sup>10</sup> Vgl. zu diesen Verfahren Connell (wie Anm. 1), S. 97–102.

<sup>11</sup> Connell (wie Anm. 1), S. 56.

<sup>12</sup> Zur Definition siehe auch Connell (wie Anm. 1), S. 81: „Wenn Körper sowohl Objekte als auch Agenten der Praxis sind, und aus der Praxis wiederum die Strukturen entstehen, innerhalb derer die Körper definiert und angepasst werden, haben wir es mit einem Muster zu tun, das von der derzeitigen sozialen Theorie nicht erfasst wird. Dieses Muster könnte man körperreflexive Praxis nennen.“

<sup>13</sup> Connell (wie Anm. 1), S. 84.

<sup>14</sup> Ebenda; den Begriff der ‚Ontoformativität‘ adaptiert Connell von dem tschechischen Philosophen Karel Kosik.

<sup>15</sup> Connell (wie Anm. 1), S. 98.

Mit anderen Worten: Macht erscheint hier dahingehend funktionalisiert, dass sie der Bestätigung und Aufrechterhaltung der Geschlechterhierarchie, d. h. einer prinzipiellen Dominanz von Männern über Frauen dient. Connells Modell hegemonialer Männlichkeit ist somit letztlich auch ein Versuch, die Vorstellung einer „dichotomen Patriarchatskonzeption“<sup>16</sup> mit der Beschreibung verschiedener Männlichkeiten in ihrer Dynamik und Historizität zu verbinden. Diese Verbindung setzt allerdings eine historische Grenzziehung voraus, die Connell vornimmt, indem er sein Konzept auf moderne Männlichkeit einschränkt, die er als „die Idee von Männlichkeit überhaupt“ betrachtet.<sup>17</sup> Um überhaupt von Männlichkeit sprechen zu können, so Connells Postulat, bedarf es zweier historischer kultureller Voraussetzungen, die erst mit der europäischen Aufklärung gegeben waren: eine Konzeption von Individualität, wie sie sich in Europa von der frühen Neuzeit an über die mit der Aufklärung entstandene Vorstellung von der Handlungsfähigkeit eines autonomen Selbst bis heute herausgebildet habe,<sup>18</sup> und die bereits erwähnte „innere Relationalität“ des Konzepts ‚Männlichkeit‘, die Connell auf die mit der Aufklärung entstandene Vorstellung von zwei grundsätzlich verschiedenen „Geschlechtscharakteren“ einengt:

Ohne den Kontrastbegriff ‚Weiblichkeit‘ existiert ‚Männlichkeit‘ nicht. Eine Kultur, die Frauen und Männer nicht als Träger und Trägerinnen polarisierter Charaktereigenschaften betrachtet, zumindest prinzipiell, hat kein Konzept von Männlichkeit im Sinne der modernen westlichen Kultur. Die Geschichtsforschung nimmt an, dass dies in der europäischen Kultur bis zum 18. Jahrhundert der Fall war. Frauen wurden zwar als unterschieden von Männern wahrgenommen, aber im Sinne unvollkommener oder mangelhafter Exemplare des gleichen Charakters (zum Beispiel mit weniger Vernunft begabt). Männer und Frauen wurden nicht als Träger und Trägerinnen qualitativ anderer Charaktere betrachtet; dieser Gedanke entstand erst mit der bourgeoisen Ideologie der ‚getrennten Sphären‘ im 19. Jahrhundert.<sup>19</sup>

Connell steht mit der Markierung eines Umbruchs im Geschlechterdiskurs des 18. und 19. Jahrhunderts, in dem die uns bis heute prägenden Geschlechtscharaktere entstanden sein sollen, nicht alleine, sondern kann auf eine Konsensbildung in einer ganzen Reihe neuerer geschlechtergeschichtlicher Studien zurückgreifen.<sup>20</sup> Besondere Bedeutung

---

<sup>16</sup> Vgl. Walter (wie Anm. 2), S. 102: „Connell kann sich in seiner Theorie nicht konsequent von einer dichotomen Patriarchatskonzeption lösen.“ – Zur Kritik von Connells Festhalten an einer Konzeption von ‚Zweigeschlechtlichkeit‘ siehe auch Armbruster (wie Anm. 2).

<sup>17</sup> Connell (wie Anm. 1), S. 206.

<sup>18</sup> Ebenda, S. 87f.

<sup>19</sup> Connell (wie Anm. 1), S. 88.

<sup>20</sup> Exemplarisch seien hier herausgegriffen: Claudia Honegger: Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaft vom Mensch und das Weib 1750–1850. Frankfurt a.M./ New York 1991; Andrea Maihofer: Geschlecht als hegemonialer Diskurs. Ansätze zu einer kritischen Theorie des ‚Geschlechts‘. In: Denkachsen. Zur theoretischen und institutionellen Rede vom Geschlecht. Hg. von Theresa Wobbe und Gesa Lindemann. Frankfurt a.M. 1994 (= edition suhrkamp 1729, NF 729), S. 236–263; kritisch zu dieser Konsensbildung Rüdiger Schnell: Text und Geschlecht. Eine Einleitung. In: Text und Geschlecht. Mann und Frau in Eheschriften der frühen Neuzeit. Hg. von R.S. Frankfurt a.M. 1997 (= Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 1322), S. 9–46, hier bes. S. 17–21; zur Problematisierung einer einseitigen Perspek-

kommt in diesem Zusammenhang der medizinhistorischen Studie von Thomas Laqueur ‚Making Sex. Body and Gender from the Greek to Freud‘ zu, auf die sich Connell u. a. bezieht.<sup>21</sup> Laqueur zufolge existierte im medizinischen Diskurs von der Antike bis zur Etablierung der bürgerlichen Gesellschaft das sog. ‚Ein-Geschlecht-Modell‘<sup>22</sup>, nach dem bis ins 18. Jahrhundert hinein der körperliche Unterschied zwischen den Geschlechtern nicht biologisch und wesenhaft, sondern als sozialer, gradueller Unterschied mit nur ‚einem‘ Körper, nämlich dem männlichen Körper begriffen wurde, der als Norm des menschlichen Körpers galt. Der weibliche Körper sei im Sinne der Aristotelischen Konzeption als ‚umgekehrt‘ bzw. nach innen gestülpt und daher als unvollkommener und minderwertiger männlicher Körper betrachtet worden. Männliche und weibliche Körper wären damit nicht zwei getrennten und grundsätzlich verschiedenen Körpern zugeordnet gewesen wie im heutigen Zwei-Geschlechter-Modell, sondern hätten als hierarchisch, vertikal geordnete Versionen eines Geschlechts gegolten, weswegen es verstärkter Maßnahmen und Gesetze zur Stabilisierung der sozialen Geschlechterhierarchie bedurfte.<sup>23</sup>

Für mediävistische Studien hat der Laqueursche Modellentwurf von der Ablösung eines Ein-Geschlecht-Modells durch ein Zwei-Geschlechter-Modell im 18. Jahrhundert einen gewissen heuristischen Wert, da er dazu beitragen kann, die Aspekte der ‚Alterität‘ mittelalterlicher Geschlechterkonzeptionen und -entwürfe in den Blick zu rücken.<sup>24</sup> Zugleich ist er jedoch auch heftig kritisiert worden, weil er, wie beispielsweise Brigitte

---

tivierung auf die Entstehung moderner biologischer Zweigeschlechtlichkeit im 18. Jahrhundert siehe auch den Sammelband *Genderdiskurse und Körperbilder im Mittelalter. Eine Bilanzierung nach Butler und Laqueur*. Hg. von Ingrid Bennewitz und Ingrid Kasten. Münster 2002 (= *Bamberger Studien zum Mittelalter* 1).

<sup>21</sup> Deutsche Übersetzung: Thomas Laqueur: *Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud*. Übersetzt H. Jochen Bußmann (engl. Originalausgabe: *Making Sex. Body and Gender from the Greek to Freud*. London 1990). Frankfurt a.M. 1992. – Eine eigene skizzenhafte Begründung anhand von vier Entwicklungen, die er im ‚langen 16. Jahrhundert‘ verortet, unternimmt Connell (wie Anm. 1), S. 205–211; vgl. auch ders.: ‚The Big Picture‘: Formen der Männlichkeit in der neueren Weltgeschichte. In: *Widersprüche* 56/57 (1995), S. 23–45.

<sup>22</sup> Der Ausdruck ‚Ein-Geschlecht-Modell‘ ist etwas irreführend, weil er eine Art ‚Gleichheit der Geschlechter‘ zu assoziieren scheint. Tatsächlich sind aber keineswegs Gleichheit oder Gleichwertigkeit mit diesem Modell verbunden, sondern nach Laqueur ist es durch eine weitaus ausgeprägter hierarchisch bestimmte ‚gender‘-Ideologie gekennzeichnet als das heutige Zwei-Geschlechter-Modell.

<sup>23</sup> Vgl. Laqueur (wie Anm. 21), S. 146, der schreibt: „Die moderne Frage nach dem ‚wirklichen‘ Geschlecht einer Person machte in dieser Zeit keinen Sinn, aber nicht deshalb nicht, weil zwei Geschlechter miteinander vermischt gewesen wären, sondern weil es nur eines gab, aus dem sich etwas hätte aussuchen lassen, und das nun hatten alle miteinander zu teilen, vom stärksten Krieger über den effeminiertesten Höfling und das aggressivste Mannweib bis hin zum zartesten Mägdelein. Gerade weil es an einem vorgeblich stabilen System zweier biologischer Geschlechter fehlte, versuchten strenge, für den Leib geltende Luxusgesetze, die sozialen Geschlechter zu stabilisieren – Frau als Frau und Mann als Mann –, und bei ihrer Übertretung waren die Strafen ganz schön hart.“

<sup>24</sup> Vgl. Ingrid Bennewitz: *Zur Konstruktion von Körper und Geschlecht in der Literatur des Mittelalters*. In: *Genderdiskurse und Körperbilder* (wie Anm. 20), S. 1–10, hier S. 3; vgl. Judith Klinger: *Gender-Theorien. Ältere deutsche Literatur*. In: *Germanistik als Kulturwissenschaft*. Hg. von Claudia Benthien und Hans Rudolf Velten. Reinbek bei Hamburg 2002 (= *re* 55643), S. 267–297, die in Auseinandersetzung mit neueren Gender-Theorien die Alterität mittelalterlicher Geschlechterentwürfe stark macht.

Spreitzer sehr überzeugend formuliert hat, die Differenziertheit mittelalterlicher Geschlechterdiskurse stark vereinfacht und die in mittelalterlichen Konzeptionen des Geschlechterverhältnisses wirkenden Machtmechanismen und -verhältnisse verschleiert, indem er suggeriert, dass im vorneuzeitlichen Geschlechterdiskurs die biologische Uneindeutigkeit des Geschlechts als Normalität galt.<sup>25</sup> Connells Auffassung, dass erst von der Aufklärung an von einer „Idee von Männlichkeit überhaupt“ gesprochen werden könne, schließt an Laqueurs linearen Modellentwurf einer modernen Entstehung der Zweigeschlechtlichkeit an und ist m. E. in ähnlicher Weise problematisch: Die Abkoppelung eines modernen Männlichkeitsbegriffs von vormodernen und insbesondere mittelalterlichen Geschlechterdiskursen beinhaltet die Gefahr, dass diese dem wissenschaftlichen Zugriff entzogen und quasi zu einer historischen ‚Leerstelle‘ werden, die keinen Bezug mehr zu den Machtstrukturen des heutigen Geschlechterverhältnisses hat (und mit Verweisen auf ihre Ungeregeltheit und mangelnde Institutionalisierung daher quasi als uninteressant abgetan werden könnte). Das 18. Jahrhundert ist jedoch kein allein sich durch Voraussetzungen des „langen 16. Jahrhunderts“<sup>26</sup> herausbildender Nullpunkt moderner Männlichkeit, und pauschalisierende Verweise auf Ungeregeltheit und mangelnde Institutionalisierung werden der Differenziertheit des vormodernen Geschlechterverhältnisses nicht gerecht. Auch vor dem 18. Jahrhundert gibt es ‚Männlichkeit‘ schon allein deshalb, weil es Wörter dafür gibt. Die Frage, die sich stellt, ist, welche Konzeptionen mit diesen Wörtern verbunden werden,<sup>27</sup> wie Männlichkeitsbegriffe in unterschiedlichen geschichtlichen Zeitabschnitten jeweils inhaltlich gefüllt, wie sie weitertradiert und modifiziert werden.

Eine Möglichkeit des produktiven historischen Umgangs mit der Einschränkung des Connellschen Konzepts hegemonialer Männlichkeit auf moderne Männlichkeit zeigt Wolfgang Schmale in der jüngst erschienenen epochenübergreifenden Studie zur ‚Geschichte der Männlichkeit in Europa (1450–2000)‘ auf, die auf Connells Ansatz hege-

---

<sup>25</sup> Brigitte Spreitzer: Störfälle. Zur Konstruktion, Destruktion und Rekonstruktion von Geschlechterdifferenz(en) im Mittelalter. In: *Manlichiu wip, wiplich man*. Zur Konstruktion der Kategorien ‚Körper‘ und ‚Geschlecht‘ in der deutschen Literatur des Mittelalters. Hg. von Ingrid Bennewitz und Helmut Tervooren. Berlin 1999 (= Beihefte zur ZfdPh 9), S. 249–263, bes. S. 249–255; dies.: Verquere Körper. Zur Diskursivierung der ‚stummen Sünde‘ im Mittelalter. In: *Genderdiskurse und Körperbilder* (wie Anm. 20), S. 11–28, hier S. 26f.; zur medizinhistorischen Kritik an Laqueurs Modellentwurf siehe die m.E. gegenüber Laqueur immer noch viel zu wenig beachtete Studie zur Komplexität und Differenziertheit des mittelalterlichen medizinischen Geschlechterdiskurses von Joan Cadden: *Meanings of Sex Difference in the Middle Ages. Medicine, Science, Culture*. Cambridge 1993; für Schnell (wie Anm. 20), S. 19–21, bedarf die „These von der ‚Erfindung‘ der Geschlechtscharaktere im 18. Jahrhundert“ noch sorgfältiger historischer Untersuchungen vormoderner Geschlechterdiskurse zu ihrer Erhärtung.

<sup>26</sup> Connell (wie Anm. 1), S. 206–211.

<sup>27</sup> An dieser Stelle sei lediglich verwiesen auf die Studie zu ahd. Personenbezeichnungen von Birgit Kochskämper: ‚Frau‘ und ‚Mann‘ im Althochdeutschen. Frankfurt a.M., Berlin u. a. 1999 (= Germanistische Arbeiten zu Sprache und Kulturgeschichte 37).

monialer Männlichkeit basiert.<sup>28</sup> In Schmales Studie werden mittelalterliche Vorstellung im Rahmen der Darstellung der Frühen Neuzeit berührt, die einen breiten Raum einnimmt. Schmale betrachtet vormoderne Männlichkeit als ein unfestes Nebeneinander von an Gruppen- und Standeszugehörigkeiten gebundenen Männlichkeitsmodellen. Diese formieren nach Schmale ‚Idealtypisierungen‘, denen er durchaus einen jeweiligen „hegemonialen Impetus“ zugesteht.<sup>29</sup> Dieser reiche aber nicht aus, um von einem hegemonialen Männlichkeitskonzept sprechen zu können, weil es den ‚Idealtypisierungen‘ an globaler Durchsetzungskraft mangle:

[E]s gibt Geschlechterdebatten, aber es fehlen entscheidende Voraussetzungen für das Denken und das Durchsetzen hegemonialer Männlichkeitskonzepte. Es gibt in der Frühen Neuzeit Idealtypisierungen, die öffentlich in verfügbaren Medien ‚formuliert‘ werden, aber es fehlen die Elemente des systemischen Zentralismus, mit dessen Hilfe aus Diskursen verhältnismäßig weit verbreitete Realitäten und vor allem unausweichliche Zwänge werden. Ein hegemoniales Konzept beruht auf als unveränderlich angenommenen Faktoren, ein Körper mit ‚flüssigen Grenzen‘ wie noch im 16. Jahrhundert ist nicht mehr denkbar.<sup>30</sup>

Eine etwas andere Herangehensweise, die versucht, die „Alterität“ mittelalterlicher Geschlechtervorstellungen mit der „Modernität“ heutiger Fragestellungen zu verbinden,<sup>31</sup> wird in der mediävistischen literaturwissenschaftlichen *gender*-Forschung diskutiert. So fordert beispielsweise Ingrid Bennewitz im Rekurs auf Brigitte Spreitzers Kritik an Laqueurs Ein-Geschlecht-Modell, den Blick weniger auf geschichtliche Abfolgen und Epochenumbrüche zu richten als vielmehr auf die spezifischen Mechanismen und Verfahrensweisen, über die Männlichkeit und Weiblichkeit im jeweiligen Kontext konstruiert werden:

Statt nach „der Geschichte des Vorgangs, in dem die soziale und besonders die biologische Geschlechterdifferenzierung ... entstanden sind“ [Laqueur], sollte nach „Qualität und Funktion der diskursiven Praktiken“ gefragt werden, „welche die distinkten Kategorien ‚Frau‘-, ‚Mann‘ hervorbringen und als hierarchische Binäroptionen or-

---

<sup>28</sup> Wolfgang Schmale: *Geschichte der Männlichkeit in Europa (1450–2000)*. Wien, Köln, Weimar 2003.

<sup>29</sup> Vgl. Schmale (wie Anm. 28), S. 12, der ein Konzept ‚hegemonialer Männlichkeit‘ erst im 19. Jahrhundert ansetzt und in seiner Begründung auf Norbert Elias’ Begriff der kulturellen ‚Figurationen‘ zurückgreift: „Von einem ‚hegemonialen‘ Männlichkeitskonzept kann erst relativ spät in der Geschichte die Rede sein, aber zuvor wurden fleißig Modelle entworfen, Idealtypisierungen vorgenommen oder neue Möglichkeiten ‚ausprobiert‘, die ‚Schule‘ machten und breit rezipiert wurden, ohne einen hegemonialen Status zu erlangen. Jeder Idealtyp von Männlichkeit, jedes Modell von Männlichkeit weist freilich einen ‚hegemonialen‘ Impetus auf. Doch wird eine hegemoniale Wirkung erst erreicht, wenn die kulturelle Figuration eine bestimmte Struktur aufweist. Dies war erst seit einem – später noch näher zu bestimmenden – Zeitpunkt im 19. Jahrhundert der Fall.“

<sup>30</sup> Schmale (wie Anm. 28), S. 152.

<sup>31</sup> Die Begriffe ‚Alterität‘ und ‚Modernität‘ als Bezugspunkte für Analysen mittelalterlicher Texte markieren einen mediävistischen Forschungskonsens und gehen zurück auf Hans Robert Jauf: *Alterität und Modernität der mittelalterlichen Literatur*. In: ders.: *Alterität und Modernität der mittelalterlichen Literatur. Gesammelte Aufsätze 1956–1976*. München 1977, S. 9–47.

ganisieren“ [Spreitzer], und zwar [...] in ihren je spezifischen (historischen und gattungsgeschichtlichen) Kontexten.<sup>32</sup>

In der Tat bietet sich eine Fokussierung auf die Verfahrensweisen mittelalterlicher Geschlechterinszenierungen schon deshalb an, weil in mittelalterlichen Texten die hierarchische Struktur des Geschlechterverhältnisses nicht im Rahmen einer vordergründigen Symmetrie verhüllt wird, sondern direkt „an der Oberfläche“ als asymmetrisch strukturierte Hierarchie hergestellt und diskutiert wird.<sup>33</sup> Den Hintergrund dafür bietet der dominante theologische Geschlechterdiskurs, der die Frau gegenüber dem Mann als „nachgeordnetes Schöpfungswerk“ und als durch „besondere Sündenanfälligkeit“ gekennzeichnet konstruiert und unverhüllt Normen formuliert, die dazu dienen, die Geschlechterhierarchie aufrechtzuerhalten und zu bestätigen.<sup>34</sup> Gleichzeitig können jedoch vor allem in spätmittelalterlichen weltlich-fiktionalen Texten ebenfalls bereits „an der Oberfläche“ immer wieder „Geschlechterspannungen“, Brüche und Widersprüche greifbar werden.<sup>35</sup>

In Connells Konzept hegemonialer Männlichkeit steht gleichsam am Schnittpunkt zwischen historischer Dynamik im Sinne der Ontoformativität körperreflexiver Praktiken und historischer Einschränkung im Kontext der Reduktion der Relationalität von Männlichkeit und Weiblichkeit auf die in der Aufklärung entstandene Vorstellung der Geschlechtscharaktere der Körper. Daher scheint es mir vor dem Hintergrund der skizzierten Überlegungen sinnvoll, erneut an der Frage nach dem männlichen Körper anzusetzen. Einem erweiterten kulturwissenschaftlichen Literaturbegriff entsprechend werde ich im Folgenden zwei mittelalterliche medizinisch-naturkundliche Textauszüge im *close reading*-Verfahren unter den Gesichtspunkten ‚Körper‘ und ‚Relationalität‘ von Männlichkeit und Weiblichkeit betrachten. Die beiden hier zur Debatte stehenden Auszüge entstammen dem ‚Buch der Natur‘ Konrads von Megenberg aus dem 14. Jahrhundert und dem ‚Liber compositae medicinae‘ Hildegards von Bingen aus dem 12. Jahrhundert. Beiden Texten ist mit der überwiegenden Mehrheit mittelalterlicher medizinisch-naturkundlicher Schriften gemeinsam, dass sie nicht auf wissenschaftlichen Fortschritt und die Auflösung von Widersprüchlichkeiten ausgerichtet sind, sondern auf die

---

<sup>32</sup> Bennowitz (wie Anm. 24), S. 3.

<sup>33</sup> Vgl. Klinger (wie Anm. 24), hier S. 277.

<sup>34</sup> Ebenda.

<sup>35</sup> Vgl. u. a. Horst Wenzel: Ritterschmerz und Gender-Trouble im höfischen Roman (*Erec*) und in der Märendichtung (*Beringer*). In: Männlichkeit als Maskerade (wie Anm. 2), S. 248–276, hier S. 269: „Was die Interpretationen der Geschlechterspannungen aus neueren Texten bisweilen sublim herausarbeiten, wird im mittelalterlichen Text ganz unverblümt und an der Oberfläche diskutiert.“ – Vgl. im Zusammenhang einer dekonstruktiven Lektüre mittelalterlicher literarischer Texte auch Spreitzer, Störfälle (wie Anm. 25), hier S. 262: „Als Orte, an denen diese Illusion [was Männer und was Frauen sind] diskursiv hervorgebracht wird, stellen sie deren Produktion auch dar und hinterlassen dabei Schweißspuren der Konstruktionsarbeit, denen hermeneutisch gefolgt werden kann.“

enzyklopädische Sammlung, Aufzeichnung und Interpretation des vorhandenen Wissens in ihrer Zeit.<sup>36</sup>

### **Vom *küen man* bis zu *maiden* und *cappaun* – Physiognomische ‚Portraits‘ und die Implikationen ihrer Anordnung bei Konrad von Megenberg**

Das zwischen 1348 und 1350 entstandene ‚Buch von den natürlichen Dingen‘ Konrads von Megenberg gilt als das „erste systematisierte deutschsprachige Kompendium des Wissens über die geschaffene Natur in ihrer Vielfalt“ und nimmt eine Zwischenstellung zwischen naturkundlich-beschreibender und allegorisch-deutender Naturbetrachtung ein.<sup>37</sup> Es liegt in zwei verschiedenen Redaktionen vor und ist mit über 100 Handschriften und 8 Drucken reich überliefert.<sup>38</sup> Seit der ersten Herausgabe von Franz Pfeiffer hat sich für Konrads naturkundliches Kompendium, das aus acht Büchern und einem Epilog besteht, der Name ‚Buch der Natur‘<sup>39</sup> eingebürgert. Der dritte Teil des 1. Buches, das „*von dem menschen in seiner gemainen natur*“ handelt, ist der Physiognomik des Menschen gewidmet, die für Fragestellungen nach der Begründung von Geschlechterdifferenz in mittelalterlichen Geschlechterdiskursen von besonderem Interesse ist.<sup>40</sup> Die Physiognomik stellt, wie Joan Cadden konstatiert, einen Zusammenhang zwischen körperlichen Merkmalen, Rollenerwartungen und Verhaltensmustern her, denn durch den Glauben an eine Entsprechung von Physis und Moral wird die Annahme erzeugt und

---

<sup>36</sup> Zum enzyklopädischen Charakter des ‚Buchs der Natur‘ siehe Christoph Fasbender: Funktionalisierte Naturkunde in Konrads von Megenberg ‚Yconomica‘ und im ‚Buch der Natur‘. In: *Mediaevistik* 9 (1996), S. 77–90; zu Hildegards ‚LCM‘ vgl. Cadden (wie Anm. 25), S. 71.

<sup>37</sup> Uwe Ruberg: Allegorisches im ‚Buch der Natur‘ Konrads von Megenberg. In: *Frühmittelalterliche Studien* 12 (1978), S. 310–325; Thomas Cramer: *Geschichte der deutschen Literatur im späten Mittelalter*. 2. Aufl. München 1995 (= dtv 4553), S. 124f.; vgl. auch Georg Steer: Konrad von Megenberg. In: *Verfasserlexikon* (wie Anm. 5), Bd. 5 (1985), Sp. 221–236, hier 231–234.

<sup>38</sup> Siehe Steer (wie Anm. 37), hier Sp. 231. Zur Überlieferungsgeschichte siehe auch Gerold Hayer: Konrad von Megenberg ‚Das Buch der Natur‘. *Untersuchungen zu seiner Text- und Überlieferungsgeschichte*. Tübingen 1998 (= *Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters* 110), hier bes. S. 9–30; Walter Buckl: *Megenberg aus zweiter Hand. Überlieferungsgeschichtliche Studien zur Redaktion B des Buchs von den natürlichen Dingen*. Hildesheim, Zürich, New York 1993 (= *Germanistische Texte und Studien* 42).

<sup>39</sup> Pfeiffer (wie Anm. 4); auch die jüngst erschienene kritische Ausgabe von Robert Luff und Georg Steer (wie Anm. 4) hat den Namen beibehalten.

<sup>40</sup> Joan Cadden (wie Anm. 25), S. 186, zufolge ist die Physiognomik, obwohl sie vom 13. Jahrhundert an zum festen Bestandteil der ‚natürlichen Wissenschaften‘ gehört, ein von Medizinhistorikern und -historikerinnen wenig beachtetes Gebiet, weil es sich weder unter der dominanten systematischen Naturphilosophie einordnen lässt noch Bezüge zum modernen Wissenschaftsbegriff aufweist. Wie die Wirkung physiognomischen Denkens von der Antike über das Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert hineinreicht, dokumentiert u. a. der Sammelband *Geschichten der Physiognomik. Text, Bild, Wissen*. Hg. von Rüdiger Campe / Manfred Schneider. Freiburg im Breisgau 1996 (= *Rombach Wissenschaft: Litterae* 36); einen guten Überblick über physiognomische Traditionen bis in die Frühe Neuzeit bietet Ulrich Reißer: *Physiognomik und Ausdruckstheorie der Renaissance. Der Einfluss charakterologischer Lehren auf Kunst und Kunststheorie des 15. und 16. Jahrhunderts*. München 1997 (= *Beiträge zur Kunstwissenschaft* 69), S. 1997, S. 19–97.

über ständiges Wiederholen bestätigt, dass Verhaltensweisen und Körper qua Natur miteinander verbunden wären.<sup>41</sup> Konrad leitet seine Physiognomik mit der Berufung auf den arabischen Gelehrten Rhazes (9./10. Jahrhundert) ein, dessen Schriften einen der wichtigsten Überlieferungsstränge physiognomischer Auffassungen im Mittelalter darstellen.<sup>42</sup> Sein Vorgehen skizziert er dahingehend, dass nun erzählt werden soll, wie Gestalt und Glieder des Menschen ‚*sein nâtürleich siten*‘ versinnbildlichen:

*Seind wir nu haben gesait von des menschen leibs glidern, sô schüll wir nu sagen, wie des menschen gestalt und seiner glider schickung uns bezaichent sein nâtürleich siten, und die lër wil ich setzen als si Rasis hât gesetzt in seiner ärznei.* (BdN 42, 16–20)

Die Passage deutet auf eine Körperkonzeption des ‚lesbaren Körpers‘,<sup>43</sup> die zugleich die Frage nach dem zugrunde liegenden Verhältnis von Natur und Kultur, von Naturanlage und Erziehung der Person aufwirft. Corinna Dörrich und Udo Friedrich zufolge kann „der Geltungsanspruch der Physiognomik“ ein „optimistische[s] Modell der Disziplinierung des Körpers nach dem Prinzip der *consuetudo alter natura*“ beinhalten, das bei

---

<sup>41</sup> Cadden (wie Anm. 25) S. 186f. Vgl. auch die Definition der Physiognomik bei Wolfram Schmitt: Physiognomik. In: Lexikon des Mittelalters. Hg. von Robert-Henri Bautier, Robert Auty u. a. München 1980ff. Bd. 6 (1993), Sp. 2117, als „Lehre von den Beziehungen zw[ischen] somat[ischen] und psych[ischen] Merkmalen“; vgl. auch Reißer (wie Anm. 40), S. 9, der Physiognomik als Festlegung einer objektiven Semiotik betrachtet, die körperliche Merkmale als charakterliche Eigenschaften lesbar macht: „Legitimiert wird dieses Vorgehen [der Physiognomik] durch eine sympathetisch verstandene Korrelation zwischen Seele und Körper. Aus dieser Prämisse ließ sich ableiten: Was sich außen am Körper zeigt, hat seine Entsprechung im Inneren, was im Inneren verborgen liegt, wird außen am Körper sichtbar. Dieses von der Natur eingerichtete Kausalverhältnis in einen zeichenrelationalen Regelkodex zu fassen, ist das Anliegen der Physiognomik. Es ist der Versuch, mittels binärer Zuordnung von Merkmal und Eigenschaft eine objektive Semiotik der Zeichen des menschlichen Körpers festzulegen, um die charakterliche und moralische Seite jedes Menschen lesbar und durchschaubar zu machen.“

<sup>42</sup> Rhazes ist der latinisierte Name von Abū Bakr Muhammad b. Zakarīyā` ar-Rāzī (865–925). Zu Rhazes, dem nicht weniger als 237 naturphilosophische und medizinische Arbeiten zugeschrieben werden, vgl. Heinrich Schipperges: Rhazes. In: Lexikon des Mittelalters (wie Anm. 41), Bd. 7 (1995), Sp. 780–782; vgl. auch ders.: Arabische Ärzte: Rhazes (865–925), Haly Abbas (ca. 10. Jahrhundert), Abulcasis (gestorben 1010), Avicenna (980–1037). In: Klassiker der Medizin. Bd. 1: Von Hippokrates bis Christoph Wilhelm Hufeland. München 1991, S. 57–69 u. S. 366f.; laut Christiane Hecke / Bernhard Schnell: Physiognomik. In: Verfasserlexikon (wie Anm. 5), Bd. 11 (2003), Sp. 1235–1241, hier Sp. 1239, waren im Mittelalter nur Auszüge von Rhazes’ ‚Liber ad Almansorem‘ bekannt, die Konrad in seinem Physiognomik-Abschnitt ziemlich vollständig übersetzt hat. Der Text von Rhazes ist in folgender Ausgabe zugänglich: *Scriptores Physiognomonici Graeci et Latini*. 2 Bde. Hg. von Richard Foerster. Leipzig 1893. Bd. 2, S. 163–179. – Für meine Argumentation ist die Frage nach der Historizität von Konrads Darstellung und ein dementsprechender Quellenvergleich – was ist von Rhazes und was ist von Konrad – relativ belanglos. Ich gehe davon aus, dass Konrad für ein Publikum geschrieben und übersetzt hat, dem das, was er schreibt und/oder übersetzt, unter der Prämisse enzyklopädischer Wissenszusammenstellung in irgendeiner Form plausibel ist, d. h. ich gehe von einer gewissen Sinnhaftigkeit der Darstellung für das Publikum aus, die allerdings nicht mit Widerspruchsfreiheit gleichzusetzen sein muss. Vgl. dazu auch Reißer (wie Anm. 40), S. 51, der konstatiert, dass die physiognomischen Traditionen von mittelalterlichen Autoren in der Regel nicht durch „authentische[...] Erfahrungswirklichkeit“ korrigiert, sondern unverändert übernommen oder nur geringfügig abgewandelt werden, was im Hinblick auf ihre Funktion deutlich mache, dass „traditionelle physiognomische Lehrsätze noch immer als Wahrnehmungsrückhalt dienen konnten.“ Als ‚Wahrnehmungsrückhalt‘ wäre dann entsprechend auch der Einfluss antiker Affektenlehren auf die volkssprachliche Literatur zu betrachten, denn wie Horst Wenzel bemerkt, „steht es völlig außer Frage, daß die antike Lehre von den seelischen Affekten und ihrem körperlichen Ausdruck [...] auch in die volkssprachige Literatur des höfischen Adels Eingang gefunden hat“; vgl. Horst Wenzel: ‚Des menschen muot wont in den ougen‘. Höfische Kommunikation im Raum der wechselseitigen Wahrnehmung. In: *Geschichten der Physiognomik* (wie Anm. 40), S. 65–98, hier S. 65.

<sup>43</sup> Zu einer Definition der Physiognomik als objektivierende Semiotik, die die ‚Lesbarkeit‘ des Körpers im Hinblick auf charakterliche Eigenschaften gewährleistet bzw. gewährleisten soll, vgl. Anm. 41.

Konrad in der Tat in einer Beispielerzählung im Rahmen einer Beschreibung der Galle im 1. Teil des 1. Buches erläutert wird:<sup>44</sup>

*iedoch gewonhait verändert vil der nâtûr an dem menschen zuo guotem oder zuo pæsem, und dar umb list man, daz ein alter maister von der nâtûr frâgt ainen andern grôzen maister in nâtûrleichen dingen und sprach ‚sag mir, waz menscheleicher nâtûr hab ich an mir.‘ dô antwurt im der grôz maister und sprach ‚ich hân kainen pæsern noch scherpfen menschen gesehen von nâtûr wann dich und hân kainen pezzern gesehen von üebung der tugend und von gewonhait guoter siten wan dich. ich hân auch kainen menschen nie gesehen, der pæsleicher geschickt wær zuo kunst und zuo weishait wann dû, und der durchsihtleicher und behendleicher alliu dinch durchbrüeft mit fleiziger arbeit und auch mit ämzigem betrahten wann dû.‘ dar umb ist der spruch wâr, der dâ spricht: diu gewonhait ist ain wechslerin der nâtûr. (BdN 29,3–20)*

Wenn die Gewohnheit quasi eine ‚zweite Natur‘ ist und (die erste) ‚Natur‘ verwandeln oder gar ersetzen kann, stellen sich ‚Natur‘ und ‚Körper‘ als relative und veränderbare Kategorien dar. Der Erkenntnisanspruch einer physiognomischen ‚Lesbarkeit des Körpers‘ beinhaltet dabei eine normierende Funktion in Form eines performativen Moments: Die Rede von der moralischen Versinnbildlichung körperlicher Merkmale fungiert quasi als Handlungsaufruf, durch ‚gute‘ Gewohnheiten ‚gute‘ Anlagen zu bestätigen und ‚schlechte‘ Anlagen zu überwinden bzw. „abzuarbeiten“.<sup>45</sup>

Neben der ‚Lesbarkeit des Körpers‘ und der normierenden Funktion der Physiognomik ist in Konrads Darstellung noch ein dritter Aspekt von Bedeutung. Denn wie Konrad ebenfalls zu Beginn seiner Darstellung erklärt, genügt es zur Beurteilung eines Menschen nicht, ein Körperzeichen losgelöst von seinem Kontext zu betrachten, sondern der Körper muss in seiner Gesamtheit geprüft werden.<sup>46</sup> Daher ist es nur konsequent, dass die physiognomische Abhandlung in zwei Abschnitte untergliedert ist: 1) einen Ausdeutungsdurchgang durch einzelne Körperteile, der dem ‚*a capite ad calcem*‘-Muster folgt, und 2) eine Typologie bzw. Reihung physiognomischer ‚Portraits‘. Im ersten Abschnitt zur physiognomischen Deutung einzelner Körpermerkmale (vgl. BdN, 42,13–49,12) ist auffällig, dass es kaum Hinweise auf geschlechtsspezifische Unterschiede gibt, d. h. die

---

<sup>44</sup> Corinna Dörrich / Udo Friedrich: Bindung und Trennung – Erziehung und Freiheit. Sprachkunst als Erziehungsdiskurs am Beispiel des Kürenberger Falkenliedes. In: Der Deutschunterricht 1 (2003), S. 30–42 [Textanhang, S. 8–11], hier: S. 36. – Dörrich und Friedrich zufolge bezieht sich die Beispielerzählung auf die Figur des hässlichen Hippokrates, der in der Überlieferung vieler Physiognomiktraktate seine ‚Natur‘ durch tugendhafte Gewohnheiten überwand; in der antiken Tradition war die Anekdote, die sowohl für Gegner als auch für Befürworter der Physiognomik von Bedeutung ist, zuerst auf Sokrates bezogen; siehe Reißer (wie Anm. 40), S. 29f.

<sup>45</sup> Edith Feistner: Der Körper als Fluchtpunkt. Identifikationsprobleme in geistlichen Texten des Mittelalters. In: *Manlichiu wîp, wîplîch man* (wie Anm. 25), S. 131–142, hier S. 135; vgl. auch Dörrich / Friedrich (wie 44), S. 36.

<sup>46</sup> Hierbei kommt allerdings einigen Körperzeichen wie den Augen, dem Gesicht und den Händen mehr Gewicht zu als anderen (vgl. BdN 42, 12–28): *wilt dû gewisleichen prüefen, waz neigung und waz siten der mensch von seiner aigenr nâtûr hab, sô scholt dû niht an ain zaichen sehen, dû solt der zaichen samnen sô dû maist maht und vindest dû si widerwärtig gegen ainander, sô volg dem sterkern und den, die mër kreft habent. dû solt auch wizen, daz daz maist prüefen und daz gewist ist an den augen und an dem ganzen antlüt; dar nâch vil an den henden.*

Darstellung ist, wie Joan Cadden es bereits für viele andere Quellen festgestellt hat, offenbar gänzlich am Mann orientiert, und es wird nicht gesagt, ob für Frauen dieselben Deutungen der Körperzeichen gelten oder nicht.<sup>47</sup> Dass in der Tat vom ‚Mann‘ bzw. vom männlichen Körper die Rede sein muss, ist angedeutet, wenn es im Rahmen einer Ausdeutung der Füße und anderer Knochen heißt, dass ein kleines ‚Steißbein‘ (*afterpell pain*), „*ainen liebhaber der frawen und des leibs krankhait und vorht*“ kennzeichne (vgl. BdN, 49, 7f.). Hier kommt Sexualität als auf die Frau ausgerichtetes Begehren zur Sprache, um indirekt unter dem Vorzeichen der heterosexuellen Norm die an dieser Stelle physiognomisch ausgedeuteten Körperteile explizit als männliche Körperteile zu markieren.

Im zweiten Abschnitt findet sich eine Reihung von elf physiognomischen ‚Portraits‘ (vgl. BdN, 49,13–53,2), bei deren Anordnung ein einheitlich strukturierendes naturkundliches Ordnungssystem, wie beispielsweise eine Orientierung an der Temperamentenlehre, auf den ersten Blick nicht erkennbar ist.<sup>48</sup> Auf das Portrait des *küen man* folgt zunächst sein Gegenstück, der Furchtsame. Daran schließen sich zwei durch korrespondierende Wiederholungen und Verstärkungen verbundene Portraits an, nämlich das Portrait desjenigen, der *guots sinnes* ist, und desjenigen, der *ainen wol gestalten leip* hat. Diese beiden Portraits konstituieren in gewisser Weise einen ‚Idealtypus‘ im Hinblick auf die Entsprechung zwischen *sin* und *leip*, zwischen tüchtigem Verstand und Körperschönheit: Im ersten der beiden Portraits werden die Kennzeichen eines *snellen sinns und ainer guoten behenden nâtur* genannt, deren Ideal das mittlere Maß ist: die Mitte zwischen mager und feist, nicht zuviel Fett an Gesicht und Leib, die Hautfarbe in der Mitte zwischen rot und weiß, fein, leuchtend und klar, die Hände geschickt, das Haar nicht zu hart, nicht zu viel und von einer mittleren Farbe zwischen blond und schwarz (vgl. BdN 50, 10–19). Diese Kennzeichen werden im darauffolgenden Portrait dessen, der *ainen wol gestalten leip* hat, wiederholt und mithilfe des Modalverbs ‚sollen‘ um weitere normative, sich am mittleren Maß orientierende Forderungen an den Körper ergänzt, die die proportionale Entsprechung zwischen der Größe des Kopfes und des Körpers, die Größe des Halses, das Haar, das Gesicht, die Nasenlöcher und die Augen betreffen (vgl. BdN, 50, 20–34). An diese beiden verstärkt normativ formulierten und miteinander verschränkten idealtypisierenden Portraits schließen sich dann die Portraits des Weisheitsliebenden und seines Gegenstücks, des Stumpfsinnigen, an. Im Portrait des Weisheitsliebenden, das neben dem Kühnen und den beiden Idealtypen das einzige ‚positive‘ Portrait darstellt, werden Elemente des Ideals der Mitte bzw. des Maßes

---

<sup>47</sup> Vgl. Cadden (wie Anm. 25), S. 187f.

<sup>48</sup> Die Anordnung folgt Rhazes; vgl. *Scriptores Physiognomonici* Bd. 2 (wie Anm. 42), S. 173–178; vgl. zu Herkunft und Varianten der Temperamentenlehre in der arabischen Medizin Ursula Weisser: *Zeugung, Vererbung und pränatale Entwicklung in der Medizin des arabisch-islamischen Mittelalters*. Erlangen 1983, hier S. 72–74.

abermals aufgenommen und wiederholt. Auf sein Gegenstück, den Stumpfsinnigen, folgen dann drei Portraits, die jeweils mit einer dominierenden negativen Eigenschaft vom Ideal der rechten Mitte abweichen: das Portrait des Schamlosen, das des Zornigen und das des Unkeuschen. Neben dem mit der Bezeichnung *küen man* versehenen ‚Kühnen‘ wird in der Reihung nur der Unkeusche durch die Bezeichnungen *unkäusch man* und *frawenminner* männlich markiert. Wiederum fällt somit auf, dass sobald von Sexualität die Rede ist, diese auf Frauen bezogen wird und die männliche Markierung unter dem Vorzeichen der heterosexuellen Norm erfolgt. Nach den drei das mittlere Maß überschreitenden Portraits bilden die Portraits ‚nicht vollwertiger Männer‘, nämlich das Portrait dessen, der einen *weibischen muot* hat, und des Kastraten, der als *maiden* und *cappaun* bezeichnet wird, den Abschluss der Portraitreihe.

Die Tatsache, dass das Portrait des *küen man* an der Spitze steht und Portraits ‚nicht vollwertiger Männer‘ das Schlusslicht der Reihe bilden, deutet auf eine hierarchische Anordnung, die sich an Männlichkeitsidealen und -normen orientiert. Allerdings fallen dabei sofort interpretationsbedürftige Modifikationen in den Blick: Der *küen man* steht zwar innerhalb der graduell angeordneten Hierarchie von „Männlichkeitstypen“ an erster Stelle und scheint am ehesten einem kämpferischen ‚Heldenideal‘ zu entsprechen und dadurch in gewisser Weise ‚männlicher‘ als der Weisheitsliebende und die Negativtypen zu sein. Dadurch jedoch, dass das Ideal der rechten Mitte von Verstand und Körper erst an zweiter Stelle auf die Portraits des Kühnen und des Furchtsamen folgt, ist der Weisheitsliebende, dessen Portrait Einzelzüge des Ideals wiederholend aufnimmt, dem Ideal der rechten Mitte ebenso nah wie der Kühne und stellt sich damit in der hierarchischen Reihung nicht unbedingt als ‚schlechter‘ dar. Im Gegenteil: Der imperativisch formulierte Idealtypus von tüchtigem Verstand und körperlicher Vollkommenheit verschränkt gleichsam den Kühnen und den Weisheitsliebenden in einer Art Triptychon miteinander und macht sie damit einander gleichwertig und komplementär. Die Portraits des Kühnen und des Weisheitsliebenden lassen sich damit als „Wahrnehmungsrückhalt“<sup>49</sup> durchaus auf die mittelalterlichen männlichen Lebensformen von Ritter und Kleriker beziehen und übertragen. Ritter und Kleriker sind als zwei einander ergänzende und zusammenwirkende Männlichkeitsmodelle auf den Hof, den „Kern der ritterlich-höfischen Kultur“, bezogen und formen dessen Werte und Strukturen so wie sie zugleich durch dessen Werte und Strukturen geformt werden.<sup>50</sup> Es wäre also durchaus

---

<sup>49</sup> Zum Begriff des ‚Wahrnehmungsrückhalts‘ vgl. Reißer (wie Anm. 41), S. 51; siehe dazu bes. Anm. 42.

<sup>50</sup> Zum Verhältnis von *miles* und *clericus* am Hof siehe Josef Fleckenstein: *Miles und clericus am Königs- und Fürstenhof. Bemerkungen zu den Voraussetzungen, zur Entstehung und zur Trägerschaft der höfisch-ritterlichen Kultur*. In: *Curialitas. Studien zu Grundfragen der höfisch-ritterlichen Kultur*. Göttingen 1990 (= Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 100), S. 302–325, hier S. 325. – Fleckenstein, S. 325, schreibt im Rekurs auf ein anderes Werk Konrads, die ‚Ökonomik‘, dass für Konrad der Hof der Inbegriff allen gesitteten Lebens ist.

vorstellbar, dass die Portraits des Kühnen und des Weisheitsliebenden als anthropologisierte Bestätigungen der beiden mächtigsten Gruppierungen innerhalb mittelalterlicher Männlichkeiten, der Ritter und der Kleriker, ‚gelesen‘ worden sein bzw. auf diese bezogen worden sein könnten.

Das Portrait desjenigen mit dem *weibischen muot* am unteren Ende der Reihe stellt sich als zutiefst misogyn dar, wobei hier die Grenzen zwischen einem ‚verweiblichten Mann‘ und ‚wirklichen Frauen‘ zu verwischen scheinen.<sup>51</sup> Auf die Aufzählung von negativen Eigenschaften, die den mit dem *weibischen muot* kennzeichnen, wie Ungeduld, die Unfähigkeit, Leiden zu ertragen, Wankelmütigkeit, Beeinflussbarkeit, schnelle zornige Erregbarkeit und ebenso schnelles Ablassen, folgt die Behauptung, dass *diu weib* beim überwiegenden Teil aller Tierarten *ainen verworfenen muot von nâtûr* besäßen (vgl. BdN, 52, 12–17). Die daran anschließende Zuschreibung einer ganzen Reihe weiterer negativer Eigenschaften an Frauen, wie größere Hinterlist, Verführungskraft, vorschnelles Handeln und Schamlosigkeit in sexuellen Angelegenheiten, wird mit einer Quellenberufung auf Rhazes bekräftigt (BdN, 52,17–19), um in einem letzten Schritt mit einer Auflistung ‚weiblicher Körpermerkmale‘ und dem Verweis auf die Furchtsamkeit der Frauen abgeschlossen zu werden:<sup>52</sup>

*Der hât ainen weibischen muot, der ungedultig ist und niht wol geleiden mag und der schier verkêrt mag werden und bekêrt und der schier zürnt und auch schier ablæzt. wann in allen tiern daz maist tail habent diu weib ainen verworfenen muot von nâtûr. si habent auch mêr hinderlist wan die manne und sint vervâhend oder fürsnel und unschämik in haimleichen sachen. alsô spricht Rasis. die frawen habent auch klaineu haupt, behend häls und behend antlütz. ir prust ist eng und auch ir schultern sint eng und habent auch die prust unden oder die abseiten nâh der prust behend. aber si habent grôz lend ze paiden seiten und grôz aftern. iriu pain sint klain und ir hend und ir füez behend. si sint auch vorhtiger under allen tiern wan die man. (BdN 52, 13–26)*

Die Tatsache, dass sich innerhalb der Reihung physiognomischer Portraits die einzige Stelle einer wiederholenden Quellenberufung auf Rhazes in diesem misogynen Portrait des ‚verweiblichten Mannes‘ bzw. ‚der Frauen‘ befindet, ist insofern von Interesse, als sie sehr schön die Wirkungs- und Funktionsweise, nämlich die Zitathaftigkeit und den Sprechaktcharakter misogynen Rede zeigt: Die misogynen Rede ist eine ‚Hassrede‘, deren Wirksamkeit, wie Judith Butler im Zusammenhang mit *hate speech* dargelegt hat, auf ihrer endlos zitierenden Wiederholung beruht, in der die Rede mit jedem Zitat, d. h.

---

<sup>51</sup> Bei Rhazes ist die gesamte Darstellung eindeutig auf Frauen bezogen; vgl. *Scriptores Physiognomnici* Bd. 2 (wie Anm. 42), S. 178.

<sup>52</sup> Auffällig ist, dass dabei Körpermerkmale wie die schmalen Schultern und die breiten Hüften einen scharfen Kontrast zu Körpermerkmalen des Kühnen bilden, dem schmale Lenden und breite Schultern zugeordnet werden (vgl. BdN, 49,14–34); vgl. dazu auch Feistner (wie Anm. 45), S. 135, Anm. 10.

mit jedem neuen Schöpfen aus den Konventionen, mit objektivierender und autoritativer Kraft angereichert wird und auf diese Weise ihre Wirkmächtigkeit entfaltet.<sup>53</sup> Bei Konrad bedürfen die misogynen Aussagen offensichtlich einer erneuten Unterstützung und Bestätigung, auf die in den anderen Portraits verzichtet werden kann. Das bekräftigende Zitat, das nur an dieser Stelle in der Portraitreihe erscheint, ist nicht nur Quellen- und Autoritätsberufung, sondern zugleich Wahrheitsgarant, denn die Annahme, dass die genannten negativen Verhaltensweisen und die Körpermerkmale von Frauen qua Natur miteinander verbunden sind, werden mit dem Zitat vom Sprecher weggerückt und erscheinen dadurch, dass eine Autorität zitiert wird, objektiviert.<sup>54</sup> Mit dieser und jeder weiteren zitierenden Wiederholung kann sich der durch die Zitation scheinbar objektive Bezug von Charakter und ‚Natur‘ bzw. von Charakter und Körpermerkmalen weiter zu einer Gewissheit verfestigen, die im Sinne einer ‚Naturalisierung‘ geschlechtsspezifischer Eigenschaften konstitutive Bedeutung erlangt. Die Entfaltung der Wirkmächtigkeit der misogynen Aussage in der Zeit erfolgt dabei über die Verhüllung der diskursiven Herkunft des ‚Naturalisierungsprozesses‘, die dazu führt, dass die ‚Naturalisierung‘ schließlich als ‚Natur‘ erscheint.

An letzter Stelle der Portrait-Anordnung rangiert im ‚Buch der Natur‘ allerdings nicht das misogyne Portrait des Mannes mit dem *weibischen muot* bzw. von ‚Frauen‘, sondern das des Kastraten, der zum Inbegriff aller schlechten Eigenschaften erklärt wird.<sup>55</sup> Dabei wird derjenige, der ohne männliche Geschlechtsteile oder nur mit kleinen männlichen Geschlechtsteilen geboren wurde – die Gleichsetzung mit einem *cappaun* verweist darauf, dass hier keine Frauen gemeint sind –, noch unterhalb desjenigen angesiedelt, dem diese erst später *mit kunst* entfernt wurden (vgl. BdN, 52,27–53,2). Im Gegensatz zum Portrait des Mannes mit dem *weibischen muot* bleibt das Portrait des Kastraten auf der körperlichen Ebene relativ abstrakt. An Verhaltensweisen werden Torheit, Geiz und die grundsätzliche Neigung, sich zuviel zuzumuten, genannt. Die Erwähnung körperlicher Kennzeichen konzentriert sich ganz auf das Bartlosigkeit bewirkende, fehlende oder zu klein geratene männliche Geschlechtsteil. Mit der Abgrenzung des Kastraten

---

<sup>53</sup> Judith Butler: Haß spricht. Zur Politik des Performativen. Aus dem Englischen von Kathrina Menke und Markus Krist (Originalausgabe: Excitable Speech. A Politics of the Performative. New York 1997). Berlin 1998, hier bes. S. 77f.; zum Sprechakt- und Zitatcharakter misogynen Sprechens in der mittelalterlichen Literatur siehe R. Howard Bloch: Medieval Misogyny. In: Representations 20 (1987), S. 1–24.

<sup>54</sup> Vgl. zu diesem Prinzip misogynen Sprechens Bloch (wie Anm. 53), bes. S. 6; die Autoritätsberufung ist hier umso bedeutsamer, weil Konrad die misogynen Implikationen der Darstellung gegenüber Rhazes mit der zusammenfassenden Behauptung steigert, dass *diu weib ainen verworfenen muot von nâtür* hätten. Hingegen fehlt bei Konrad die ‚Vorschrift‘, dass Frauen von allen Tieren furchtsamer und schwächer seien, um von der männlichen Gattung unterworfen werden zu können. Bei Konrad findet sich also gleichsam eine Verschiebung in der Begründung der Herrschaftslegitimation des Mannes über die Frau, die sich durchaus als Tendenz einer ‚Naturalisierung‘ der Geschlechterhierarchie beschreiben ließe.

<sup>55</sup> In einigen Handschriften ist das Kapitel entsprechend mit der Überschrift *von den poesten mannen* überschrieben; vgl. die kritische Ausgabe von Luff / Steer (wie Anm. 4); vgl. auch Pfeiffer (wie Anm. 4), S. 503.

vom Mann mit dem *weibischen muot* und ‚Frauen‘ sowie der kollektivierenden Bezugnahme auf ‚Frauen‘ und ihre ‚Natur‘ im Portrait des verweiblichten Mannes werden Kastrat und ‚Frauen‘ also auf jeweils verschiedene Art und Weise als Männer disqualifiziert.

Zusammenfassend lässt sich soweit festhalten, dass die Reihung vom Kühnen bis zum Kastraten im ‚Buch der Natur‘ Konrads von Megenberg im Großen und Ganzen dem Laqueurschen Ein-Geschlecht-Modell zu entsprechen scheint. Frauen scheinen in der Tat weniger als ‚das andere Geschlecht‘ begriffen zu werden, als dass sie vielmehr in einer marginalisierten Position als ein männlicher Negativtypus neben anderen auf einer hierarchisch strukturierten Messlatte physiognomischer Portraits erscheinen, die sich offenbar an Männlichkeitsnormen orientieren, indem an der Spitze der männlichste Mann und am Ende der unmännlichste Mann steht. Gleichzeitig scheinen jedoch, wie vor allem die Bezugnahme auf die ‚*nâtûr*‘ der ‚Frauen‘ und die Abgrenzung zwischen Kastrat und ‚Frauen‘ zeigen, ‚Frauen‘ nicht komplett im Ein-Geschlecht-Modell aufzugehen, d. h. sie sind noch etwas anderes als ‚unvollständige Männer‘. In diesem Zusammenhang ist auffällig, dass in Konrads Portraitreihe nicht nur ‚Frauen‘ in einer marginalisierten Position erscheinen, sondern auch der Bereich der Geschlechterbeziehungen und der Sexualität weitgehend ausgespart wird bzw. nur in negativen Abweichungen in den letzten drei Portraits (Unkeuscher, Verweiblichter und Kastrat) mehr oder weniger implizit thematisiert wird: als Zuviel eines sich im Rahmen der heterosexuellen Norm auf Frauen ausgerichteten männlichen Begehrens im Portrait des Unkeuschen, als *vervâhend oder fürsneil und unschämik in haimleichen sachen* (BdN, 52,18f.) im Sinne einer Quelle der Verführung im Portrait des Verweiblichten bzw. der Frauen, als Fehlen von Geschlechtsteilen im Portrait des Kastraten. Die weitgehende Auslassung der Thematik der Sexualität sowie die männlichen Markierungen unter dem Vorzeichen der heterosexuellen Norm in der expliziten Rede von Sexualität deuten darauf, dass es am ehesten der Bereich der Sexualität ist, über den die in der Portraitreihe zum Ausdruck kommende Geschlechterkonzeption nicht im Ein-Geschlecht-Modell aufgeht. Dies aber würde im Umkehrschluss bedeuten, dass Zweigeschlechtlichkeit unter dem Vorzeichen der heterosexuellen Norm konstruiert wird und die Konstruktion von Heteronormativität quasi der Konstruktion männlicher und weiblicher Körper als deren Begründung vorausgeht.<sup>56</sup>

---

<sup>56</sup> Dies ist bekanntlich eine der zentralen Thesen Judith Butlers; vgl. Judith Butler: *Das Unbehagen der Geschlechter*. Aus dem Amerikanischen von Kathrina Menke. (Originaltitel: *Gender Trouble*. New York 1990). Frankfurt a.M. 1991 (= es 1722, NF 722).

## Abglanz oder Gegenteil? – Zur Vergleichbarkeit von Männern und Frauen bei Hildegard von Bingen

Im Gegensatz zum ‚Buch der Natur‘ Konrads von Megenberg ist der ‚Liber compositae medicinae‘ (‚LCM‘ = *Causae et curae*) nur sehr spärlich in einer Handschrift aus dem 13. und einem Fragment aus dem 13./14. Jahrhundert überliefert.<sup>57</sup> Aufgrund des Mangels an einer autonomen Überlieferung wird in der jüngsten Forschung Hildegards Verfasserinnenschaft des ‚LCM‘ in Frage gestellt und angenommen, dass dieser „in seiner überlieferten, enzyklopädisch ausgeweiteten Form zwischen 1180 und 1220 und damit nach H[ildegard]s Tod, entstanden“ sei.<sup>58</sup> Im ‚LCM‘ findet sich jeweils eine Männer- und eine Frauentypologie, die auf dem Viererschema der Elementen- und Temperamentenlehre basieren.<sup>59</sup> Da jedoch Persönlichkeitsmuster und Verhaltensweisen neben der Blutbeschaffenheit auch von der Körperkonstitution und den Gesichtszügen abgeleitet werden, sieht Joan Cadden in der Darstellung einen Vorläufer der physiognomischen Blütezeit im 13. und 14. Jahrhundert.<sup>60</sup>

Die Vergleichbarkeit von Männern und Frauen jeweils eines Temperaments wird zum einen dadurch erschwert bzw. unmöglich gemacht, dass Männer- und Frauentypologie nicht in zusammenhängenden Passagen, sondern an verschiedenen Stellen des ‚LCM‘ behandelt werden (CC, 70,12–76,8: Männertypologie; CC, 87,11–89,37: Frauentypologie);<sup>61</sup> zum anderen lassen sich, wie Joan Cadden herausgearbeitet hat, die jeweiligen

---

<sup>57</sup> Vgl. Christel Meier: Hildegard von Bingen. In: *Verfasserlexikon* (wie Anm. 5), Bd. 3 (1981), Sp. 1257–1280, hier: Sp. 1258; Hildegard selbst fasst im Prolog des ‚*Liber vitae meritorum*‘ ihre natur- und heilkundlichen Schriften unter dem Titel ‚*Liber subtilitatum diversarum naturarum creaturarum*‘ zusammen, doch ist kein Werk mit diesem Titel überliefert, sondern unter ihrem Namen sind zwei verschiedene Texte auf uns gekommen: der ‚LCM‘, um den es hier im Folgenden geht, und der ‚*Liber simplicis medicinae*‘ (‚LSM‘ = ‚*Physica*‘), von dem drei vollständige Handschriften aus dem 13. bis 15. Jahrhundert und ein Exzerpt aus dem 15. Jahrhundert bekannt sind. Vgl. zur Überlieferungsgeschichte der naturkundlichen Schriften Hildegards Embach, *Die Schriften* (wie Anm. 5), S. 287–393.

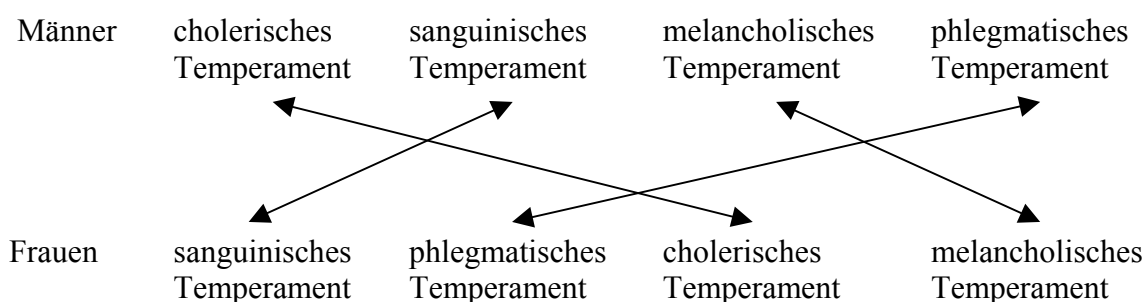
<sup>58</sup> Vgl. Embach, Hildegard von Bingen (wie Anm. 5), hier Sp. 659 und 661. Als nachträgliche Kompilatoren des ‚LCM‘ kommen laut Embach vor allem Thiofrid von Echternach, Gebeno von Eberbach oder Wilbert von Gembloux in Frage. Aus pragmatischen Gründen werde ich im Folgenden jedoch unter dem erwähnten Vorbehalt gegenüber ihrer Autorschaft den ‚LCM‘ der Überlieferung entsprechend weiterhin Hildegard zuordnen.

<sup>59</sup> Die Überschriften, die einen jeweiligen Typus einem Temperament zuordnen, wurden im einzigen Textzeugen des 13. Jahrhunderts erst nachträglich hinzugefügt; die Frage, ob unter diesen Umständen Hildegards Einteilung in Geschlechtertypen überhaupt nach der Temperamentenlehre konzipiert ist, diskutiert ausführlich Joan Cadden: *It Takes All Kinds: Sexuality and Gender Differences in Hildegard of Bingen’s ‘Book of Compound Medicine’*. In: *Traditio* 40 (1984), S. 149–174, hier S. 160–166.

<sup>60</sup> Cadden (wie Anm. 25), S. 186; vgl. zur grundsätzlichen Nähe von Physiognomik und Temperamentenlehre auch Reiber (wie Anm. 40), S. 32–35.

<sup>61</sup> Anders als es Heinrich Schipperges’ systematisierende Teilübersetzung unter der Überschrift ‚Vom geschlechtlichen Verhalten‘ suggeriert (vgl. Hk, 137–146), wird zwischen der Typologie der Männer (vgl. CC, 70,12–76,8) und der Frauen (vgl. CC, 87,11–89,37) eine ganze Reihe von Aspekten thematisiert, die nur z. T. mit Geschlecht und Sexualität zu tun haben: das unterschiedliche Lustgefühl von Mann und Frau, Mondphasen und Säfte, Zeiten der Zeugung, Monatsfluss, Baumschnitt, Sammeln von Kräutern, Erntezeit des Getreides, Aussaatzeit, Schlaf, nächtlicher Samenerguss, Träume, Atem, Leib-Seele-Gegensatz, zu langer Schlaf und Körpertraining.

Verbindungen, die zwischen Männern und Frauen eines Temperaments bestehen, nicht für die anderen Temperamente generalisieren,<sup>62</sup> und die Einteilung der Männer und der Frauen in Typen weist jeweils eine unterschiedliche Reihenfolge der Temperamente auf.<sup>63</sup> Tatsächlich sind bei einer Gegenüberstellung Männer- und Frauentypologie in einer komplizierten Analogie- und Inversionsstruktur miteinander verschränkt: Cholericches und phlegmatisches Temperament, die bei den Männern jeweils den ersten und den letzten Typus markieren, erscheinen bei den Frauen mit vertauschten Positionen in der Mitte; sanguinisches und melancholisches Temperament, die bei den Männern die Mitte konstituieren, stehen wiederum ohne Inversion am Anfang und am Ende der Frauentypologie:



Drittens wird eine Vergleichbarkeit von Männer- und Frauentypologie dadurch erschwert, dass in der Frauentypologie z. T. ganz andere Kriterien der Einteilung angewendet werden als in der fast doppelt so langen Männertypologie. Beiden Typologien gemeinsam sind Kriterien wie Körperbau, Blutbeschaffenheit, Gesicht, Charakter, Geschlechtsorgane, Fruchtbarkeit sowie die Folgen von sexueller Aktivität und Abstinenz für Gesundheit und Wohlbefinden. Der Aspekt der Gehirnbeschaffenheit findet sich hingegen nur in der Männertypologie. Außerdem liegt ein Schwerpunkt der Männertypologie auf dem bei den Frauen fehlenden Aspekt des sexuellen Begehrens, das für jeden Männertypus nach der Energiebeschaffenheit des Begehrens, der Orientierung, den Liebhaberqualitäten im Umgang mit Frauen, den Fähigkeiten zur Kontrolle des Begehrens und den Charaktereigenschaften der Nachkommenschaft (die von der Liebesfähigkeit und der Kontrolle des Begehrens abhängig sind) ausdifferenziert wird. Die Frauentypen werden hingegen weniger anhand der Beschaffenheit ihres Begehrens als vielmehr körperlich unterschieden, so z. B. anhand ihrer erotischen Attraktivität für Männer, anhand der gesundheitlichen Folgen ihrer Beziehungen zu einem Mann, anhand ihrer Menstruation und anhand ihrer Neigung zu bestimmten Krankheiten nach vorzeiti-

<sup>62</sup> Vgl. Cadden (wie Anm. 59), S. 160–166, die diesen Punkt in ihrer tabellarischen Gegenüberstellung von Männern und Frauen eines jeweiligen Temperaments sehr deutlich macht.

<sup>63</sup> Vgl. dazu Cadden (wie Anm. 59), S. 165.

gem Einsetzen der Menopause. Mit anderen Worten: Die Darstellung scheint sich einem männlichen Blick zu verdanken; Männlichkeiten werden in der Subjektposition über ihr jeweiliges sexuelles Begehren klassifiziert, Frauen in der Objektposition über die jeweiligen Merkmale ihres weiblichen Körpers.<sup>64</sup> Entsprechend stehen im Hinblick auf die Frage nach den Folgen sexueller Aktivität und Abstinenz bei Männern Probleme der Triebkontrolle, bei Frauen hingegen gesundheitliche Probleme im Vordergrund.

Joan Cadden kommt angesichts der angeführten und weiterer Punkte zu dem Schluss, dass Frauen in Hildegards Systematik zwar auf Männer bezogen und diesen hierarchisch untergeordnet sind, doch weder als schlichtes Gegenteil noch als blasser Abglanz der Männer betrachtet werden; vielmehr würden sie als nicht gleicher Typus wie Männer dargestellt und Männer und Frauen entsprechend nach jeweils eigenen Bedingungen charakterisiert.<sup>65</sup> Prudence Allen nimmt Hildegard sogar als quasi erste ‚Differenztheoretikerin‘<sup>66</sup> in Anspruch, die eine auf der Verschiedenheit, aber Gleichwertigkeit der Geschlechter basierende Philosophie der ‚Geschlechterkomplementarität‘ vertrete.<sup>67</sup> Dabei räumt sie durchaus hierarchische Komponenten in Hildegards Entwurf ein: Frauen haben beispielsweise bei Hildegard Männern nach wie vor zu gehorchen; sie tun es jedoch aufgrund ihrer milderen Natur freiwillig und gerne.<sup>68</sup> Die Funktion der Darstellung Hildegards besteht nach Allen in der Suche nach Selbsterkenntnis und Weisheit, die für Hildegard ein wesentlicher Schritt des Menschen auf dem Weg zu Gott sei.<sup>69</sup> Der Mensch erkennt seine Position, die er entsprechend gerne ausfüllt, d. h. Hildegards Typologie wäre demnach ähnlich normativ ausgerichtet wie die Konrads. Die dezidiert getrennte Behandlung der beiden Geschlechtertypologien sowie die darstellerischen Strategien ihrer erschwerten Vergleichbarkeit deuten dabei jedoch darauf, dass Hildegard weniger an den Unterschieden zwischen Männern und Frauen als vielmehr an den Differenzen zwischen Männern untereinander und zwischen Frauen untereinander interessiert ist.<sup>70</sup> Der Fragestellung nach Männlichkeitskonzeptionen entsprechend möchte ich mich vor dem Hintergrund der Komplexität des Hildegardschen Modells und seiner vielfältigen Bezüge nur auf einige ausgewählte Aspekte der Männertypologie konzentrieren.

---

<sup>64</sup> Dieser Aspekt wird bei Cadden sehr viel vorsichtiger formuliert (wie Anm. 59), S. 169–171.

<sup>65</sup> Cadden (wie Anm. 59), S. 160, 166.

<sup>66</sup> Der nachträgliche Kompilator wäre entsprechend der erste Differenztheoretiker; vgl. zur Frage der Verfasserschaft des ‚LCM‘ Anm. 58.

<sup>67</sup> Prudence Allen: *The Concept of Woman. The Aristotelian Revolution 750 BC–AD 1250*. 2nd Ed. Grand Rapids, Michigan / Cambridge, U.K. 1997, S. 40f., S. 292–315, passim.

<sup>68</sup> Ebenda.

<sup>69</sup> Allen (wie Anm. 67), S. 303.

<sup>70</sup> Vgl. auch Cadden (wie Anm. 59), S. 172.

## **Männliches Begehren und Geschlechterbeziehungen als differenzierendes Moment von Männlichkeiten – Zur Männlichkeitstypologie Hildegards von Bingen**

Ähnlich wie bei Konrad steht auch bei Hildegard ein äußerst männlicher Männertypus an der Spitze (die Choleriker) und am Ende der Skala finden sich unfruchtbare Kastraten mit verweiblichten Körper- und Verhaltensmerkmalen (die Phlegmatiker). Zugleich lassen sich wie bei Konrad nicht nur ein, sondern zwei positiv bewertete Idealtypen (die Choleriker und die Sanguiniker) ausmachen, die zudem ähnlich wie bei Konrad auf Erscheinungsformen bzw. Typisierungen der Ritter/Krieger und der Kleriker bezogen werden können. Den beiden Idealtypen der Choleriker und der Sanguiniker scheinen die Melancholiker und die Phlegmatiker als Negativtypen zu entsprechen, d. h. die Melancholiker lassen sich – zumindest was ihre Geschlechterbeziehungen angeht – quasi als eine Entgleisung der Choleriker und die Phlegmatiker als eine der Sanguiniker betrachten.

In der Charakterisierung der einzelnen männlichen Typen spielen das sexuelle Begehren und seine Kontrolle eine zentrale Rolle, so dass man die typologische Aufstellung fast als „heteronorme Ordnung männlicher Begehrensmuster“ titulieren möchte. Vor dem Hintergrund der modernen Frage nach Homosexualität und der Bedeutung der heterosexuellen Norm für die Konstruktion des Geschlechterverhältnisses<sup>71</sup> ist auffällig, dass bei jedem Männer-Typus explizit begründet wird, warum, wie und auf welche Weise er Frauen begehrt und welche Liebhaberqualitäten er hat. Von den Cholerikern (vgl. CC, 70,12–72,7; Hk, 137–139), den ‚männlichsten Männern‘, heißt es in diesem Zusammenhang, dass sie schlichtweg Frauen mehr lieben als Männer und deswegen sexuellen Umgang mit Männern meiden. Das Begehren der Choleriker nach Frauen birgt allerdings gewisse Gefahren: Frauen sind für sie derartige Sexualobjekte, dass sie sich allein schon bei ihrem bloßen Anblick nicht mehr zurückhalten und kontrollieren können. Sexuelle Abstinenz halten sie daher nur aus, wenn sie jeglichen Anblick von Frauen mei-

---

<sup>71</sup> Die Verwendung des Begriffs Homosexualität für die Beschreibung von Aspekten mittelalterlicher Sexualität und/oder gleichgeschlechtlicher emotionaler Beziehungen ist ein Anachronismus, da der Begriff erst im 19. Jahrhundert als Neologismus geprägt wurde und ein durch die Objektwahl definiertes Sexualverhalten als Teil der Identität einer Person bezeichnete. Im Mittelalter herrschten andere Kriterien der Klassifizierung von Sexualität vor, denn hier wurden nicht Personen und ihre Liebesobjekte, sondern sexuelle Handlungen systematisiert. Ich verwende den Begriff hier ähnlich wie in einem Großteil der fast unüberschaubar gewordenen Forschung zu Homosexualität im Mittelalter heuristisch im Sinne einer uneinheitlichen und historisch noch näher zu bestimmenden Kategorie. Exemplarisch verweise ich auf Spreitzer, *Verquere Körper* (wie Anm. 25) und dortige weiterführende Literaturangaben; ein sehr guter Überblick zum Forschungsstand zu Homosexualität in der Mediävistik im Hinblick auf die Frage nach ‚Freundschaftskonzeptionen‘ unter Männern im Mittelalter findet sich bei Klaus van Eickels. Vom inszenierten Konsens zum systematisierten Konflikt. Die englisch-französischen Beziehungen und ihre Wahrnehmung an der Wende vom Hoch- zum Spätmittelalter. Stuttgart 2002, S. 341–399.

den. Da Triebkontrolle für sie eine kaum zu bewältigende Aufgabe darstellt, besteht im Zölibat die Wahrscheinlichkeit, dass sie sich leblosen Sexualobjekten zuwenden. Anders die Sanguiniker (vgl. CC, 72,5–73,19; Hk, 139f.): Sie begehren Frauen nicht aus einer Neigung, sondern aus einer Notwendigkeit heraus, weil „eine weibliche Natur sanfter und zärtlicher ist als die Art des Mannes“ (Hk, 139).<sup>72</sup> Sanguiniker erscheinen in jedem Fall moderater und kultivierter im Umgang mit Frauen als die Choleriker, mit denen sie wiederholt verglichen werden. Obwohl auch sie sehr unter sexueller Zurückhaltung leiden, sind die Sanguiniker im Unterschied zu den Cholerikern zur Triebkontrolle fähig, was als ein positiv bewerteter weiblicher Charakterzug in ihnen betrachtet wird.<sup>73</sup>

Oft haben auch sie manche Pein auszuhalten, wenn sie nach Kräften sich zu enthalten versuchen; aber in ihnen herrscht jene gezügelte Klugheit vor, in der die Frauen so gewandt sind, eine Klugheit, die aus diesem weiblichen Element ihre schöne Selbstbeherrschung entnimmt; sind sie doch im Besitz einer einsichtsvollen Verständigkeit. (Hk, 140)

Im Gegensatz zu Cholerikern können Sanguiniker mit Frauen auch freundschaftlich im Gespräch verkehren. Wenn es zudem heißt, dass man Sanguiniker ein „güldenes Bauwerk in der geschlechtlichen Umarmung“ nennt und sie „einsichtsvolle Liebhaber in aller Ehrenhaftigkeit“ seien, die „in der Gemeinschaft mit Frauen [...] fröhlich [sind], wie ein klarer Tag es ist, an dem die Sonne lacht“, ist impliziert, dass sie nicht nur zivilisierte Menschen, sondern auch gute Liebhaber sind, während Choleriker als unzivilisiert und als leidenschaftliche, aber zugleich auch gewaltsame und unkontrollierte Liebhaber erscheinen. Der Vergleich von Cholerikern und Sanguinikern anhand ihrer unterschiedlichen Liebhaberqualitäten scheint geradezu auf die in lateinischen Streitgedichten des 12./13. Jahrhunderts öfter geführte Diskussion zu verweisen, ob der Ritter oder Kleriker der bessere Frauenliebhaber sei.<sup>74</sup> Ähnlich wie die beiden ‚positiven‘ Portraits des Küh-

---

<sup>72</sup> In einem ähnlichen Sinne heißt es bei Isidor von Sevilla in den ‚Etymologien‘, dass Frauen schwächer als Männer sind, um von ihnen sexuell unterworfen werden zu können; denn wären sie es nicht, könnten mögliche sexuelle Zurückweisungen von weiblicher Seite dazu führen, dass die Männer sich „zum anderen Geschlecht hin verleiten“ lassen, sprich ihrem eigenen. Vgl. Isidori Hispalensis episcopi etymologiarum sive originum libri XX. Hg. von W.M. Lindsay. 2 Bde. Oxford 1911. Nachdruck 1989/90, hier Bd. 2, XI.2.19: „Vtrique enim fortitudine et inbecillitate corporum separantur. Sed ideo virtus maxima viri, mulieris minor, ut patiens viri esset; scilicet, ne feminis repugnantibus libido cogeret viros aliud appetere aut in alium sexum proluere.“

<sup>73</sup> Die Auffassung, dass Frauen besser als Männer ihre Triebe kontrollieren können, hängt bei Hildegard mit der spezifischen Qualität des weiblichen Begehrens zusammen, das wiederum auf eine unterschiedliche Anatomie von Mann und Frau zurückgeführt wird. Bei Frauen ist Hildegard zufolge aufgrund der Weite ihres Bauchraums das sexuelle Begehren weniger heftig, dafür aber länger anhaltend als beim Mann; dadurch ist es besser kontrollierbar und beherrschbar (vgl. CC 76, 20–35); vgl. Hk, 143: „Da aber ihre Gebärmutter rings um die Nabelgegend einen weiten und gewissermaßen offenen Raum besitzt, vermag sich jener Wind im Unterleib der Frau auszudehnen und lässt sie infolgedessen weniger heftig, wengleich wegen der Feuchtigkeit häufiger in der Leidenschaft erglühen. Deshalb kann sie sich auch, sei es aus Motiven der Scham oder Scheu, leichter als der Mann vom Geschlechtsgenuß enthalten.“

<sup>74</sup> Vgl. zum Streit über die Liebhaberqualitäten von Ritter und Kleriker Thomas Zotz: Ritterliche Welt und höfische Lebensformen. In: Josef Fleckenstein: Rittertum und ritterliche Welt. Berlin 2002, S. 173–229, hier S. 220; vgl. auch Fleckenstein (wie Anm. 50), S. 303; Zotz und Fleckenstein rekurren besonders auf Nr. 82 und Nr. 92 aus den Car-

nen und des Weisheitsliebenden bei Konrad würden sich somit auch hier die ‚positiven‘ Typisierungen der Choleriker und der Sanguiniker auf Ritter und Kleriker als deren Anthropologisierungen beziehen lassen und einen entsprechenden ‚Wahrnehmungsrückhalt‘ bieten können.

Melancholiker (vgl. CC, 73,20–74,35; Hk, 140f.) werden als ähnlich leidenschaftlich wie Choleriker beschrieben, nur dass sie dabei nicht wie die Choleriker aus einer liebenden Neigung zu Frauen heraus sexuelle Handlungen mit ihnen ausführen, sondern Frauen hassen und gewaltsam sind, wobei ein mit Frauen menschlich verkehrender und ein gänzlich Frauen meidender Untertyp unterschieden werden. Auffällig sind im Portrait der Melancholiker die vielen Tiervergleiche, die sich in keinem der anderen Portraits finden und die von der Viper über den Löwen, den Bären, den Esel bis hin zu den Wölfen reichen. Das Portrait der Melancholiker erscheint geradezu als ‚biologische‘ Erklärung für Frauenhass. Nichtsdestotrotz ist nach Hildegard der sexuelle Umgang mit Frauen auch für Melancholiker heilsam, denn sie werden, wenn sie ihrer Begierde nicht nachgehen, leicht kopfkrank, wenn sie hingegen ihrer Begierde nachgehen, nicht.

Die Phlegmatiker (vgl. CC,74,36–76,8; Hk, 141f.), die niemandem etwas missgönnen, bilden den Gegentypus zu den lieblosen und frauenhassenden Melancholikern und lassen sich zugleich als eine Entgleisung der Sanguiniker betrachten: Die sittsame sexuelle Selbstbeherrschung, die bei den Sanguinikern einen positiv bewerteten weiblichen Charakterzug darstellt, ist bei den Phlegmatikern einer körperlichen und charakterlichen Verweiblichung und Verweichlichung gewichen, die mit sexueller Indifferenz und Impotenz einhergeht. Die Phlegmatiker gelten körperlich „weder ihrem Bartwuchs nach noch in den anderen Geschlechtsmerkmalen als rechte Männer.“ (Hk, 142). Sie haben weiches Frauenfleisch am Körper und eine weibliche Gesichtsfarbe. Charakterlich können sie zwar mutig sprechen und sich draufgängerisch gebärden, aber handeln nicht entsprechend. Der Verstand der Phlegmatiker ist verlangsamt. Sie sind zeugungsunfähig und unfruchtbar; ihre sexuelle Energie ist „zu kraftlos, den Stamm aufzurichten“ (Hk, 142). Sexuell übernehmen sie den passiven Part und verkehren sowohl mit Männern als auch mit Frauen. Sie haben jedoch keinen tödlichen Hass (wie die Melancholiker), sondern ihr sexuelles Begehren entspricht vielmehr dem gemäßigten Begehren vor dem

---

mina Burana, wo es u. a. heißt: *clerus scit diligere / uirginem plus milite* (Nr. 82, 1,9f.); *non amant recte milites* (Nr. 82, 4,4.); *factus est per clericum miles Cythareus* (Nr. 92, 41,3); *secundum scientiam et secundum morem / ad amorem clericum dicunt aptiorem* (Nr. 92, 78,3f.). Zit. nach: Carmina Burana. Hg. von Benedikt Konrad Vollmann. Frankfurt a.M. 1987 (= Bibliothek des Mittelalters 13), S. 284–287 und S. 316–343. – Hier sei angemerkt, dass der Zölibat bekanntlich erst relativ spät verbindlich für Kleriker festgelegt wurde (2. Laterankonzil 1139) und zudem der mittelalterliche Klerikerstand sehr heterogen war. Neben dem Ehelosigkeit, Armut und Gehorsam verpflichteten Leben in der klösterlichen Gemeinschaft kennt das mittelalterliche Kirchenrecht im Rahmen niederer Weihen durchaus rechtmäßig verheiratete Kleriker; der unverheiratete Kleriker, der im Zölibat leben will, scheint sogar lange Zeit eher die Ausnahme gewesen zu sein.

Sündenfall, nur dass es durch Zeugungsunfähigkeit gekennzeichnet ist. Sie lieben Frauen nicht aus sexueller Lust, sondern aus reiner Gefälligkeit und Gutmütigkeit heraus, weil die Schwäche der Frau sie ihnen ähnlich und knabengleich macht. Wenn es zudem heißt, dass sie durch Sexualität mit Frauen manchmal im Rahmen der damit einhergehenden Erwärmung einen leichten Bartwuchs entwickeln können, verweist dies auf die Kohärenz eines heteronorm auf Frauen ausgerichteten männlichen sexuellen Begehrens und der Ausbildung männlicher Geschlechtsmerkmale. Insgesamt fällt im Unterschied zu den physiognomischen Portraits Konrads von Megenberg auf, der den Mann mit dem *weibischen muot* bzw. den *cappaun* als Inbegriffe der Schlechtigkeit und Verworfenheit verurteilt, dass Melancholiker und Phlegmatiker zwar an letzter Stelle der Männertypologie stehen und weitaus weniger positive Züge aufweisen als Choleriker und Sanguiniker. Doch stellen sich nicht nur die Phlegmatiker in ihrer Gutmütigkeit und Treue als nicht schlechter und verachtenswürdiger als die Melancholiker in ihrem Menschen- und Frauenhass dar – eher sogar als besser –, sondern beide Typen verfügen auch über einige positive Eigenschaften: Die Phlegmatiker sind treu, freundlich und maßvoll im Begehren; die Melancholiker sind geschickt mit den Händen und ein paar von ihren Kindern werden klug. Zugleich wird in den ‚positiven‘ Portraits der Choleriker und der Sanguiniker immer wieder auf Gefahren hingewiesen.

Während bei Konrad Frauen nur als negative Abweichung von männlichen Normen und Idealtypisierungen thematisiert werden und nur bestimmte negativ bewertete Aspekte von Sexualität zur Sprache kommen, die dazu dienen, bestimmte männliche Körper und/oder Charaktereigenschaften zu disqualifizieren, ist der Dreh- und Angelpunkt in Hildegards Typologie der Geschlechter der Bereich einer bejahten und positiv bewerteten Sexualität. Über den Bereich der Sexualität werden hier nicht nur beide Geschlechter miteinander in Beziehung gesetzt und aufeinander bezogen, sondern es ist zugleich der Bereich, über den zwischen verschiedenen Männer- und Frauentypen differenziert wird. In diesem Zusammenhang ist in der Anordnung der Männer- und der Frauentypologie eine Parallelführung auffällig, deren Basis die heteronormativen Beziehungen zwischen den Geschlechtern in Relation zu den ‚Geschlechtervermischungen‘ bilden.<sup>75</sup> So finden wir in der ersten Position jeweils einen geschlechtlichen Typus, der mit positivem Modellcharakter ‚Reinformen‘ eines männlichen Mannes (die Choleriker) und einer weiblichen Frau (die Sanguinikerinnen) repräsentiert.<sup>76</sup> Zugleich handelt es sich hierbei aber auch um jeweils einen Typus, der ohne eine erfüllte Sexualität mit dem anderen Geschlecht körperlichen Schaden nimmt. Die ‚positiv‘ bewerteten männlichen

---

<sup>75</sup> Vgl. auch Allen (wie Anm. 67), S. 308f.

<sup>76</sup> Die Weiblichkeit der Sanguinikerin wird zwar nicht explizit herausgestellt wie die Männlichkeit des Cholerikers, doch ist die Sanguinikerin der weiblichste der ‚positiv‘ charakterisierten Typen, da der andere ‚positive‘ Typus, die Phlegmatikerin, im Unterschied zu ihr auch männliche Körper- und Charaktermerkmale besitzt.

und weiblichen Typen der zweiten Position (die Sanguiniker und die Phlegmatikerinnen) besitzen beide jeweils selbst Aspekte des anderen Geschlechts.<sup>77</sup> Anders als Vertreter und Vertreterinnen des ersten ‚reinen‘ Geschlechtstypus nehmen sie daher auch durch sexuelle Abstinenz keinen körperlichen Schaden, leiden allerdings charakterlich darunter. Die Intensität des Begehrens nach dem anderen Geschlecht und die eigenen geschlechtlichen Merkmale stehen somit bei den ersten beiden ‚positiv‘ bewerteten Typen von Männlichkeit und Weiblichkeit in einem Wechselverhältnis, in dem quasi eine auf das andere Geschlecht ausgerichtete Sexualität dessen Fehlen im eigenen komplementär ergänzt. Die dritte Position nehmen ein frauenhassender Männertypus (die Melancholiker) und ein Männern Furcht einflößender Frauentypus (die Cholerikerinnen) ein; beide, sowohl der Männertypus als auch der Frauentypus, enthalten keine Züge des anderen Geschlechts. Trotz ihres jeweils nicht unproblematischen Verhältnisses zum anderen Geschlecht bedürfen beide sexueller Beziehungen mit diesem, damit sie körperlich keine Schmerzen leiden. Den Phlegmatikerinnen und den Melancholikerinnen auf der vierten und letzten Position ist auf Männer- und Frauenseite wiederum gemeinsam, dass sie jeweils kein oder nur ein geringes Begehren nach dem anderen Geschlecht haben. Beide sind unfruchtbar; beide nehmen durch sexuelle Abstinenz keinen Schaden, bzw. den Melancholikerinnen geht es ohne eine sexuelle Beziehung zu Männern sogar körperlich und psychisch besser. Die Asymmetrie zwischen den Geschlechtern im Sinne einer höheren, positiven Bewertung von Männlichkeit zeigt sich hier jedoch darin, dass nur ‚Weiblichkeit‘ als Negativfolie fungiert, nicht aber Männlichkeit: Der ‚negative‘ Männertypus der Phlegmatiker wird körperlich und charakterlich weiblich markiert, der ‚negativ‘ markierte Frauentypus der Melancholikerin hingegen weist keinerlei männliche Züge auf.

Hildegards Geschlechtertypologie wirkt, wie deutlich geworden sein dürfte, sehr viel ‚frauenfreundlicher‘ und ‚moderner‘ als Konrads physiognomische Portraits. Noch weniger als Konrads hierarchisch strukturierte Reihung ist sie auf Laqueurs Ein-Geschlecht-Modell reduzierbar. Joan Cadden zufolge ist Hildegards Geschlechterkonzeption jedoch nicht eigentlich revolutionär, sondern verbleibt in der Tradition akzeptierter zeitgenössischer Geschlechtervorstellungen.<sup>78</sup> Das Besondere bzw. Hildegards Errungenschaft besteht Cadden zufolge in der eklektischen Anordnung dieser gängigen Auffassungen, durch die komplexe Bezüge und Relativierungen erzeugt werden, die sich der Reduktion auf eine einheitliche Systematik sperren.

---

<sup>77</sup> Allen (wie Anm. 67), S. 309, meint, dass dieser zweite Typus jeweils den Idealtypus in „Hildegards Theorie der Geschlechterkomplementarität“ darstellt.

<sup>78</sup> Cadden (wie Anm. 59), S. 150.

Wie die Analyse deutlich gemacht haben dürfte, ist im Unterschied zu Konrads Anordnung physiognomischer Portraits der Dreh- und Angelpunkt von Hildegards Typologie der Geschlechter die Bejahung und Bestätigung heterosexuell strukturierter Geschlechterbeziehungen. Während in Konrads graduell abgestuften Männlichkeitsportraits Sexualität nur unter negativen Vorzeichen thematisiert wird, um jeweils einen bestimmten Männlichkeitstypus zu disqualifizieren, qualifizieren sich bei Hildegard Männer über die Qualität ihres auf Frauen ausgerichteten Begehrens und über ihren Umgang mit Frauen als Männer. Die Konstruktion eines heteronormen Begehrens erscheint damit der Konstruktion von Männlichkeit und Weiblichkeit, von männlichen und weiblichen Körpern, nicht nach-, sondern in einem gegenseitigen Produktions- und Bestätigungsverhältnis neben-, wenn nicht sogar vorgeordnet.<sup>79</sup> In diesem Zusammenhang werden bei Hildegard die Geschlechterbeziehungen sowie Einstellung und Umgang von Männern mit Frauen und Sexualität geradezu zum Kennzeichen für den „Zivilisationsstand“ eines bestimmten Männlichkeitstypus. Dabei fällt auf, dass sowohl Konrad als auch Hildegard nicht nur einen dominanten Idealtypus von Männlichkeit, sondern zwei kennen, die sich komplementär ergänzen: einen kühnen und kriegerischen Männlichkeitstypus, der sich bei Hildegard aber auch als unkontrolliert und unbeherrscht darstellt, und einen weisheitssuchenden, maßvollen, kontrollierten und ausgleichenden Männlichkeitstypus, der bei Hildegard mit ‚positiv‘ bewerteten ‚weiblichen‘ Eigenschaften versehen wird. Im Unterschied zu Konrad scheint Hildegard zu glauben, dass es tatsächlich grundsätzlich verschiedene männliche und weibliche Eigenschaften gibt, die sich in beiden Geschlechtern vermischen können (die Sanguiniker, die Phlegmatiker, die Phlegmatikerinnen).<sup>80</sup> Männer können dabei sowohl über ‚positiv‘ bewertete (die Sanguiniker) als auch über ‚negativ‘ bewertete ‚weibliche‘ Eigenschaften (die Phlegmatiker) verfügen; männliche Eigenschaften bei Frauen (die Phlegmatikerinnen) werden hingegen überwiegend ‚positiv‘ konnotiert.

## Resümée

Die physiognomischen Portraits Konrads von Megenberg sowie die Männlichkeits- und Weiblichkeitstypologie Hildegards von Bingen können exemplarisch für die Vielfältigkeit, die Differenziertheit und die Weite der Denkmöglichkeiten normativer Geschlech-

---

<sup>79</sup> Damit lassen sich Hildegards Typologien insofern als eine gute Illustration der Thesen Judith Butlers (wie Anm. 56) betrachten, als sie m. E. illustrieren, wie die Binarität der Geschlechter und der geschlechtlichen Körper über heteronormale Sexualität konstruiert wird.

<sup>80</sup> Vgl. auch Cadden (wie Anm. 59), S. 166.

termodelle im Mittelalter stehen. Wie Joan Cadden vermutet, muss die große Spannbreite mittelalterlicher Geschlechterentwürfe jedoch nicht unbedingt die Konstruktion der binären Struktur des Geschlechterverhältnisses schwächen; vielmehr kann die Flexibilität der Sprache und der Konzepte von ‚Weiblichkeit‘ und ‚Männlichkeit‘ im Gegenteil dazu beitragen, die binär hierarchische Struktur des Geschlechterverhältnisses in verschiedensten Kontexten abzurufen und dabei immer wieder in ihrer binären Struktur neu zu bestätigen.<sup>81</sup> Um sich dem Verständnis heutiger Konstruktionen des Geschlechterverhältnisses und heutiger Männlichkeiten in ihren Machtstrukturen annähern zu können, um analysieren zu können, ob und wie die Konstruktion von Zweigeschlechtlichkeit in ihrer hierarchischen Struktur und die Naturalisierung von Geschlechtscharakteren in vielfältig einander zitierenden und wiederholenden Inszenierungen verschiedener Männlichkeiten und Weiblichkeiten begründet wird, sollte der Blick auch auf das vormoderne Geschlechterverhältnis gerichtet werden. Für dessen Analyse bedarf es nicht nur ebenso differenzierter Analysemodelle wie für das moderne Geschlechterverhältnis, sondern auch solcher, die eine Anbindung des vormodernen an das moderne Geschlechterverhältnis ermöglichen, um übergreifende Zusammenhänge erkennen zu können. Inwieweit Connells Konzept hegemonialer Männlichkeit mit seinem umfassenden Anspruch in diesem Sinne für Analysen des vormodernen Geschlechterverhältnisses fruchtbar gemacht werden könnte, müsste im Einzelnen geprüft werden. Anhand der skizzierten Befunde wäre es m. E. jedoch sinnvoll, in einem ersten Schritt den Aspekt der Relationalität des Geschlechterverhältnisses nicht auf die Entstehung der Geschlechtscharaktere im 18. Jahrhundert zu reduzieren, sondern vielmehr zu öffnen und im Blick auf Körperkonzeptionen und körperreflexive Praktiken flexibler und beweglicher zu machen. Dies könnte es dann vielleicht nicht nur ermöglichen, vormoderne Geschlechterkonzeptionen wie die hier skizzierten in ihrer faszinierenden Vielfalt, in ihren Machtstrukturen sowie in ihrer Wirkmächtigkeit differenzierter fassen zu können, sondern Beschreibungen des vormodernen Geschlechterverhältnisses in seinen Machtstrukturen könnten wiederum dazu dienen, gegenwärtige Phänomene der Geschlechtervermischung oder -verunsicherung (wie sie sich beispielsweise in modernen Effeminationsvorwürfen darstellen) sowie Veränderungsmöglichkeiten des Geschlechterverhältnisses deutlicher in den Blick zu bekommen.

---

<sup>81</sup> Cadden (wie Anm. 25), S. 226.